

Horst Stenger

„Deshalb müssen wir uns noch fremd bleiben...“ Fremdheitserfahrungen ostdeutscher Wissenschaftler

1	Theoretische Bezugspunkte	305
2	Zur Konzeption von Fremdheit	311
2.1	Die positionale Dimension: Soziale Fremdheit	312
2.2	Die kognitive Dimension: Kulturelle Fremdheit	315
3	Ost- und Westdeutsche: Eine Fremdheitsbeziehung	318
4	Der Weg in die Fremde: Einige Rahmendaten zur Akademie der Wissenschaften und dem 'WIP'	324
5	Methoden der Untersuchung	328
5.1	Die qualitative Erhebung	329
5.2	Die quantitative Hauptuntersuchung	330
5.3	Die Vergleichsuntersuchung	330
6	Deutungsmuster der Fremdheit	331
6.1	Zugehörige Nichtzugehörigkeit: Elemente sozialer Fremdheit	331
6.1.1	Voraussetzungen sozialer Fremdheit: Asymmetrie und Stigmatisierbarkeit	331
6.1.2	Formen sozialer Fremdheit: Materiale und symbolische Exklusion	336
6.1.3	Das Konstruktionsmuster sozialer Fremdheit	339
6.2	Grade der Unvertrautheit: Zur Konstruktion kultureller Fremdheit	341
7	Integration im Vergleich	352
7.1	Soziodemographische Daten im Überblick	353
7.2	Indices struktureller Inklusion	356
8	Fremdheit im Vergleich	378
8.1	Soziale Fremdheit: Asymmetrie und Entwertung	379
8.2	Kulturelle Fremdheit	386
9	Fazit	395
	Literatur	397

1 Theoretische Bezugspunkte

In dieser Arbeit geht es darum, wichtige Unterscheidungen einer *Soziologie der Fremdheitserfahrungen* zu entwickeln und im Rahmen einer empirischen Unter-

suchung zu erproben.¹ Ausgangspunkt der Entwicklung eines theoretischen Konzepts ist Georg Simmels *Exkurs über den Fremden*, ein nur wenige Seiten umfassender Text, den Rudolf Stichweh zum Zentraltext der „klassischen Theorie und Soziologie des Fremden“ erklärt (1992: 295).² Ich teile diese Einschätzung, denn Simmels *Exkurs* ist nicht nur für Soziologen ein unverändert wichtiger Bezugspunkt in der Beschäftigung mit der Figur des Fremden. Mit einigem Recht läßt sich sagen, daß Simmel ein interdisziplinärer Klassiker einer Theorie des Fremden ist (vgl. z. B. Loycke 1992, Wierlacher 1993). Umso erstaunlicher ist die Tatsache, daß es bislang an systematischen Bemühungen fehlt, die Simmelschen Überlegungen auch für die Analyse von Fremdheitserfahrungen fruchtbar zu machen, bieten sie doch einen – wie ich meine – unüberschätzbar wertvollen Ansatzpunkt für die Frage nach den elementaren Grundlagen der Erfahrung und Konstruktion von Fremdheit: die Einsicht, daß Fremdheit als Form einer Beziehung zu verstehen ist, die durch die Gleichzeitigkeit von Nähe und Entfertheit – und zwar in einem spezifischen Mischungsverhältnis – gekennzeichnet werden kann.³ „Die Einheit von Nähe und Entfertheit, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält, ist hier zu einer am kürzesten so zu formulierenden Konstellation gelangt: Die Distanz innerhalb des Verhältnisses

¹ Die wichtigen soziologischen Beiträge der jüngeren Zeit zum Thema *Fremde* sind durchweg gesellschaftstheoretisch orientiert und untersuchen den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Entwicklung (Modernisierung, Weltgesellschaft) und einer Veränderung der Bedeutung von Ethnizität bzw. der Figur des Fremden (Esser 1990, Nassehi 1988 und 1995, Stichweh 1992 und 1997). Eine Ausnahme ist in dieser Hinsicht der Text von Alois Hahn (1994), dessen Schwerpunkt die Bedingungen der Konstruktion des Fremden ist.

² Daran schließt auch Armin Nassehi an und benennt neben Simmel ebenfalls Robert E. Park und Alfred Schütz als „Klassiker“ einer Soziologie des Fremden (1995: 444f.). Rezeptionsgeschichtlich ist Parks Konzept des *marginal man* eine amerikanische Adaption von Simmels Figur des Fremden. Für Park selbst waren beide Konzepte äquivalent, und trotz früher Hinweise des Park-Schülers Stonequist auf die Unterschiede zwischen *marginal man* und dem 'Fremden' läßt sich die Tendenz beobachten, die beiden Konzepte gleichzusetzen (dazu ausführlich: Levine/Carter/Gorman 1981: 55ff.).

³ Auch Stichweh sieht die ungenutzte Chance, schränkt sie aber in seinem beiläufig gemeinten Hinweis m. E. zu stark auf „mikrosoziologische, interaktionelle Analysen“ – er nennt das Beispiel der soziologischen Thematisierung von Liebesbeziehungen – ein (1992: 296). Das hier entwickelte Konzept geht über die mikrosoziologische Ebene hinaus – wobei sich einmal mehr zeigt, daß die Differenzierung des soziologischen Gegenstandsbereichs in Mikro- und Makroebene nicht immer zu befriedigenden Zuordnungen führt.

bedeutet, daß der Nahe fern ist, das Fremdsein aber, daß der Ferne nah ist. Denn das Fremdsein ist natürlich eine ganz positive Beziehung, eine besondere Wechselwirkungsform; die Bewohner des Sirius sind uns nicht eigentlich fremd – dies wenigstens nicht in dem soziologisch in Betracht kommenden Sinne des Wortes –, sondern sie existieren überhaupt nicht für uns, sie stehen jenseits von Fern und Nah. Der Fremde ist ein Element der Gruppe selbst, nicht anders als die Armen und die mannigfachen 'inneren Feinde' – ein Element, dessen immanente und Gliedstellung zugleich ein Außerhalb und Gegenüber einschließt“ (Simmel 1983: 509). Fremdheit ist also keine Eigenschaft von Dingen oder Personen, sondern die Bezeichnung für die spezifische Qualität eines Beziehungsverhältnisses, oder, wie Alois Hahn formuliert, Fremdheit ist die „Definition einer Beziehung“ (1994: 140).

Wesentlich ist für das Beziehungsverhältnis der Fremdheit die Gleichzeitigkeit von 'Gegenüber' und 'Außerhalb'. Die Simmelsche Bedingung des 'Gegenüber' verweist darauf, daß die Partner einer Fremdheitsbeziehung einander in dem Sinne 'nahe' sein müssen, daß Interaktion und Kommunikation möglich sind. Mit der Globalisierung der Kommunikationstechnologien wachsen also nicht nur die Kontaktchancen zwischen Personen, Gruppen und symbolischen Gemeinschaften, sondern unvermeidlich auch die Chance auf Fremdheitserfahrungen.

Das zweite konstitutive Element einer Fremdheitsbeziehung im Simmelschen Sinne ist das 'Außerhalb'. Das heißt, in dem durch 'Nähe' ermöglichten Miteinander wird die Unterscheidung zwischen 'Innen' und 'Außen', zwischen 'Wir' und 'Ihr' für den Sinn des wechselseitig aufeinander bezogenen Handelns relevant. Die Wahrnehmung einer symbolischen Grenze macht den räumlich-leiblich Nahen zum Außenstehenden, der mir zwar ein Gegenüber ist, aber trotzdem nicht zu mir bzw. zur Sphäre des 'Eigenen' gehört. Mit der paradoxen Formel der 'Einheit von Nähe und Entfernung' verbindet Simmel also zwei unterschiedliche Ebenen der Erfahrung miteinander: eine räumlich-materielle Dimension der sinnlichen Nähe und eine symbolische Ebene der Nichtzugehörigkeit.

Weiterführend ließe sich nun vermuten, daß Nähe – verstanden als Chance zur Eröffnung von Kommunikation – geradezu eine Voraussetzung für die Konstruktion einer Grenze ist. Nur die Kommunikation einer Innen-Außen-Unterscheidung macht die Zuschreibung eines 'Außerhalb' zu einem Element sozialer Wirklichkeit.⁴ Wenn eine Fremdheitsbeziehung also wesentlich dadurch bestimmt ist, daß ein kommunikativ Erreichbarer und in diesem Sinne 'Naher' zum

⁴ Dabei ist natürlich nicht nur das gesprochene oder geschriebene Wort ein Mittel der Kommunikation. Selbstverständlich können auch Gesten, routinisierte Verhaltensweisen oder reflexive Handlungsformen kommunikative Qualität haben.

Außenstehenden erklärt wird, dann wird die Grenze bzw. die Grenzziehung zwischen 'Innen' und 'Außen' zu einer symbolischen Trennung zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Wer dem 'Außen' zugerechnet wird, ist fremd, er ist der Sphäre des Eigenen nicht zugehörig. Die Erfahrung der Nichtzugehörigkeit kann daher als ein zentraler Modus der Erfahrung von Fremdheit benannt werden.

Das – im Regelfall implizite – Gegenstück zur Zurechnung von Fremdheit ist die Konstruktion des Eigenen als jener Bereich, der durch die Annahme geteilter Gemeinsamkeiten definiert ist. Max Weber hat auf die Bedeutung des Gemeinschaftsglaubens für die Entstehung und Aufrechterhaltung 'ethnischer' und 'nationaler' Wir-Gruppen hingewiesen (1985: 235ff.). Auch aus seiner Perspektive wird die soziale Variabilität und Kontingenz der Zurechnungsmerkmale sichtbar: „Fast jede Art von Gemeinsamkeit und Gegensätzlichkeit des Habitus und der Gepflogenheiten kann Anlaß zu dem subjektiven Glauben werden, daß zwischen den sich anziehenden oder abstoßenden Gruppen Stammverwandtschaft oder Stammfremdheit besteht“ (ebd.: 237). Fremde – so ließe sich Webers Gedanke mit der Analyse Simmels verbinden – können dann auch solche Personen und Gruppen sein, die aus den Gemeinsamkeitsannahmen ausgeschlossen werden. Die Zurechnung zum Außen ist in dieser Konstellation sehr eng mit der Überzeugung verbunden, das Gegenüber im Simmelschen Sinne verfüge nicht über jene Merkmale oder Eigenschaften, die den Mitgliedern der eigenen Gruppe gemeinsam sind.

Alfred Schütz untersucht in seiner Studie über den Fremden dessen Position ebenfalls als eine Mixtur von räumlicher Nähe und symbolischem Außerhalb. Sein Fall ist die Situation des Immigranten. Die Quelle von Fremdheitserfahrungen sind für Schütz (1972) grundlegende Unterschiede in der Ordnung des Wissens über die soziale Wirklichkeit zwischen dem Immigranten als Neuankömmling auf der einen Seite und der 'aufnehmenden Gruppe' bzw. Kultur andererseits. Die Unterschiedlichkeit der Relevanzstrukturen des Wissens hat zur Folge, daß der Neuankömmling immer wieder die Normalitätserwartung seiner Umwelt verletzt, indem er hinsichtlich der unreflektierten Gewißheiten der aufnehmenden Gruppe ein abweichendes Verhalten an den Tag legt. Die Abweichung von den Normalitätserwartungen weist den Fremden als eine Person aus, die eine Grundannahme der Alltagswelt verletzt, nämlich daß mein Gegenüber die Welt im Zweifelsfall genauso erlebt wie ich (Schütz/Luckmann 1979: 87ff.). Der Fremde untergräbt also unsere „Verstehensfiktionen“ (Hahn 1994: 146), indem er uns vor Augen führt, daß wir nicht wissen und auch nicht wissen können, was in dem anderen Bewußtsein vor sich geht. Dort, wo die Erfahrung der Fremdheit durch die Erfahrung der Unvertrautheit bestimmt ist, erscheint die Ordnung und

Normalität der eigenen Welt bedroht, das Gegenüber wird zum Repräsentanten eines Außerhalb, nämlich einer Wirklichkeitsordnung, die jenseits der Grenzen der eigenen Ordnung liegt. Für Zygmunt Bauman ist es die Unbestimmtheit und Unvertrautheit des Fremden, die „hermeneutische Probleme“ (1992: 26) und die „Unfähigkeit zur Einordnung“ (ebd.) verursacht. „Ungelöste Verstehensprobleme bedeuten Unsicherheit darüber, wie eine Situation zu ‘lesen’ ist und welche Antwort vermutlich die gewünschten Resultate bringt. Bestenfalls wird Unsicherheit als unangenehm empfunden; schlimmstenfalls birgt sie ein Gefühl der Bedrohung“ (ebd.: 27). In dieser Perspektive resultiert die Erfahrung der Fremdheit also aus der Uneindeutigkeit und Unüberschaubarkeit einer anderen Ordnung. Während im Bereich der eigenen Ordnung Verhaltenssicherheit besteht, hat die Unvertrautheit der fremden Ordnung zumindest eine verunsichernde Wirkung.

Für Bernhard Waldenfels sind Ordnung und Fremdheit engstens verbunden: „So viele Ordnungen, so viele Fremdheiten“ sagt er und will dies als eine Formel für die „Pluralisierung von Fremdheit“ verstanden wissen (1995: 615). Da jede soziale Ordnung „spezifischen Selektionen und Exklusionen unterliegt, schafft sie bestimmte Bedingungen der Zugänglichkeit und Unzugänglichkeit, also auch der Eigenheit und Fremdheit“ (ebd.: 614). Von der Zugänglichkeit des Fremden können wir alltäglich solange ausgehen, bis wir gezwungen sind, unsere Verstehensfiktionen auf die Probe zu stellen und aufzugeben. Waldenfels kann in dieser Sichtweise Grade der Unzugänglichkeit bzw. des Fremdwerdens unterscheiden. *Das alltäglich Fremde* ist als Bestandteil der eigenen Ordnung das erwartbar Unvertraute, das – so die m. E. dazugehörige Idealisierung – in Vertrautheit verwandelt werden könnte, wenn man denn wollte (Beispiel: die Fremdheit der Straßenpassanten). Im Fall der *strukturellen Fremdheit* begegnet man dem Fremden als Zeichen einer anderen Ordnung, die selbst jedoch unzugänglich bleibt. Wir können uns mit den Zeichen jener Ordnung vertraut machen, der Sinn bleibt uns jedoch fremd. Ein Beispiel wäre das „fremde Ritual“ oder „ein vergangener Zeitgeist, der uns nichts mehr sagt“ (ebd.: 615). Aber auch die von Schütz analysierte Situation des Immigranten ist als Fall struktureller Fremdheit anzusehen: Die Relevanzstruktur der aufnehmenden Gruppe erweist sich als eine andere Ordnung, die nur begrenzt zugänglich ist.⁵

⁵ Hahn spricht in diesem Zusammenhang von der *Fremdheit durch Fremde*, die in einer „Angst vor der Alterität als solcher und der mit ihr grundsätzlich gegebenen Erschütterung der Selbstverständlichkeit unserer Annahmen über die Welt“ gründe (1994: 155). Die Erschütterung durch die andere Ordnung wird dabei nicht durch die leicht thematisierbaren Unterschiede des Wissens von der Welt herbeigeführt, sondern durch Infragestellung der impliziten Gewissheiten der Relevanzstruktur: „Es

Zur Fremdheit in der eigenen Ordnung und zur Fremdheit der anderen Ordnung kommt schließlich die *Fremdheit des Außer-ordentlichen*: Diesen dritten Grad bezeichnet Waldenfels als *radikale Fremdheit* und meint damit das, was sich „jeder Ordnung entzieht und uns jeder Ordnung entrückt. Hierher gehören Grenzphänomene wie Eros, Rausch, Schlaf oder Tod. Niemand wird je in seinen Träumen heimisch, selbst wenn sie ihn wiederholt heimsuchen. Hierher gehören ferner Umbruchphänomene wie Revolution, Sezession oder Konversion“ (ebd.: 616). Radikale Fremdheit meint also jede Erfahrung, deren ‘Ort’ jenseits aller Ordnung liegt. Erfahrungen dieser Art bedrohen jede vertraute Ordnung, weil sie selbst ‘ortlos’ machen, also die Koordinatensysteme alltagsweltlicher Orientierung auflösen. Hahn nennt diesen Erfahrungstypus *Fremdheit ohne Fremde* und umschreibt ihn unter anderem als „Plausibilitätsverlust der kategorialen Ordnung unseres Daseinsverständnisses“ (1994: 155).

Im Zentrum der hier aufgezeigten analytischen Aspekte von Fremdheitserfahrungen steht Simmels Formel der ‘Gleichzeitigkeit von Gegenüber und Außerhalb’ als Beschreibung der grundlegenden Konstellation *jeder* Fremdheitsbeziehung. Deutlich zeigt sich jedoch, daß im Reden über Fremdheit häufig zwei Dimensionen ineinanderfließen, die mit analytischer Absicht besser zu trennen wären. Ich schlage also vor, zum einen Fremdheit als Exklusionsverhältnis zu bestimmen und zum anderen zwischen einem positionalen und einem kognitiven Aspekt zu unterscheiden. Den positionalen Aspekt werde ich soziale Fremdheit nennen und mich darauf beziehen, daß in diesem Fall Personen und Gruppen die Position von Fremden zugewiesen wird. Den kognitiven Aspekt bezeichne ich als kulturelle Fremdheit, deren Gegenstand Wissens- und Sinnstrukturen sind, die nicht der eigenen Wirklichkeitsordnung zugerechnet werden können.⁶ Jede

handelt sich also gerade nicht um Differenzen über einzelne Thesen politischer, moralischer, religiöser oder ästhetischer Art, über die man vielleicht diskutieren könnte, sondern um die weitgehend im transdiskursiven Bereich impliziter Annahmen verbleibenden kognitiven und evaluativen Habitus, Vorlieben und Orientierungen“ (ebd).

⁶ Die Unterscheidung zwischen sozialer und kultureller Fremdheit liegt ‘quer’ zu Alois Hahns Differenzierung zwischen der Fremdheit durch Fremde und der Fremdheit ohne Fremde. Sowohl soziale als auch kulturelle Fremdheit wird hier als Fremdheit durch Fremde, also als Beziehungsverhältnis verstanden. Es geht mithin um die analytische Unterscheidung, welche Erfahrungsdimension in einer Fremdheitsbeziehung dominiert bzw. welcher Art die Verbindung zwischen den beiden Dimensionen ist. Fremdheit ohne Fremde (Hahn) bzw. radikale Fremdheit (Waldenfels) bezeichnet Fremdheitserfahrung jenseits sozialer Beziehungen und transzendiert damit die Erkenntnismöglichkeiten des hier entwickelten Konzepts.

Fremdheitsdimension hat einen spezifischen Erfahrungsmodus: Soziale Fremdheit wird als Nichtzugehörigkeit; kulturelle Fremdheit als Unvertrautheit erfahren.

2 Zur Konzeption von Fremdheit

Nach der Klärung der theoretischen Bezugspunkte läßt sich formulieren, daß die Erfahrung von Fremdheit hier wesentlich als Erfahrung einer Exklusionsbeziehung verstanden wird. Dies entspricht dem Aspekt des Außerhalb in der Simmel'schen Konzeption. Der Aspekt der Nähe bzw des Gegenüber soll analytisch durch die Bedingung der *Relevanz* erfaßt werden. Die Erfahrung von Fremdheit ist dann die Erfahrung eines Exklusionsverhältnisses, bei dem die Tatsache des Außerhalb eine problematische Relevanz entfaltet.

Mit der Bestimmung als Exklusionsverhältnis ist Fremdheit mithin keine Eigenschaft, die einer Sache, einer Person oder einem Sachverhalt zu eigen ist, sondern meint stets die Qualität einer Erfahrung von einer Sache, einer Person oder einem Sachverhalt. Die Aussage, daß einer Person ein Sachverhalt fremd sei, ist daher eine Aussage über die Person in ihrer Beziehung zu jenem Sachverhalt, sagt aber nichts über diesen Sachverhalt aus.

Die Zuschreibung 'fremd' zeigt (dem wissenschaftlichen Beobachter) an, wie ein anderer Beobachter eine Sache, eine Person oder einen Sachverhalt beobachtet. Das hier zugrundeliegende Verständnis von Fremdheit als Exklusionsverhältnis spezifiziert nun dieses Wie der Beobachtung. Wer Fremdheit zuschreibt bzw. erfährt, beobachtet die Welt 'an dieser Stelle' im Modus einer Innen-Außen-Unterscheidung. Das Fremde wird dann jeweils dadurch bestimmt, daß es außerhalb liegt, jenseits einer imaginären und variablen Grenze des Eigenen. Etwas als fremd zu beobachten heißt daher, es als außerhalb des Eigenen liegend zu bestimmen. Der, die oder das Fremde sind daher in bezug auf einen stets variablen Kontext des Eigenen (z. B. der Person, Weltanschauung, Familie, Nation) exkludiert. Die Verwendung einer Innen-Außen-Unterscheidung ist insofern eine elementare Operation in der Konstruktion von Fremdheit.

Analytisch reicht das Kriterium der Exklusion allein allerdings noch nicht aus, um Fremdheit zu bestimmen. Die Tatsache der Ausgrenzung selbst muß pragmatische Relevanz erhalten, das heißt, eine Irritation von Erwartungen hervorrufen oder dauerhaft ein Handlungs- bzw. Orientierungsproblem markieren. Wenn diese Relevanz fehlt, dann verweist die Innen-Außen-Grenze auf eine Beziehung der Andersheit, nicht der Fremdheit. Indem das Außerhalb des Anderen pragmatische Relevanz gewinnt, wird er zum Fremden. Aber auch die gegenläufige

Bewegung kann beobachtet werden: Die Außenständigkeit des Fremden verliert pragmatische Relevanz. In dem Maße, in dem dies geschieht, wandelt sich der Fremde zum Anderen, also jenem dominanten Typus moderner Gesellschaften, dem routinemäßig mit einer Haltung der Indifferenz begegnet wird (Stichweh 1997). Der Fremde ist also stets ein Anderer, dessen Nichtzugehörigkeit festgestellt und dadurch zum herausgehobenen Element der sozialen Wirklichkeit wird. Die Verwendung von Innen-Außen-Unterscheidungen kann dabei in der Regel als Beleg jener Relevanz verstanden werden, die aus einem Anderen einen Fremden macht.

Die Bestimmung von Fremdheit als Exklusionsverhältnis läßt offen, welche affektive Tönung das außerhalb liegende Fremde für den Konstrukteur der Fremdheit hat. Für Alois Hahn kann das Fremde sowohl als 'Faszinosum' als auch als 'Tremendum' erscheinen. Es ist sicher nicht abwegig, diese beiden Möglichkeiten als Endpunkte eines Kontinuums zu verstehen, denn schon ein kurzer Blick auf die historischen und literaturwissenschaftlichen Publikationen zum Thema Fremdheit zeigt, daß in vielen konkreten Erfahrungen die Faszination und der Schrecken eng miteinander verbunden sind (z. B. Koebner/Pickelrodt 1987, Greenblatt 1994, Röcke 1997).

Mit der grundlegenden Bestimmung von Fremdheit als Beziehungsverhältnis, in dem Exklusion und Relevanz miteinander verbunden sind, kann nunmehr die Unterscheidung zwischen sozialer und kultureller Fremdheit näher beschrieben werden. In beiden Fällen wird das Fremde dem Außerhalb zugeordnet, aber es ist jeweils ein anderer Aspekt der Zurechnung dominant. Die positionale Dimension einer Exklusionsbeziehung wird durch das Nicht-eigen-sein-Sollen der anderen bestimmt. In der kognitiven Dimension steht das Nicht-eigen-sein-Können im Vordergrund. Anders gesagt: Die positionale Dimension ist durch Ausgrenzung bestimmt (und wird von den Ausgegrenzten als Nichtzugehörigkeit erfahren), die kognitive Dimension durch scheiternde Aneignung (und die Erfahrung bleibender Unvertrautheit).

2.1 Die positionale Dimension: Soziale Fremdheit

Im Fall der sozialen Fremdheit, also der positionalen Dimension, sind Personen oder Gruppen Gegenstand exkludierender Zuschreibung. Dabei kann die Richtung der Zuschreibung wechseln: Erstens können andere Personen oder Gruppen als nicht zugehörig beschrieben werden, aber zweitens kann auch der Zuschreibende sich selbst bzw. die eigene Gruppe in bezug auf andere als nicht zugehörig beschreiben. In beiden Fällen geht es um eine imaginäre Grenzlinie, die Innen und Außen voneinander trennt. Wer dem Außen zugerechnet wird, ist fremd und

jede Ausgrenzung weist eine Position geringerer Wertigkeit zu. Die Konstruktion einer Grenze impliziert allerdings stets auch die Konstruktion einer spezifischen Verbundenheit, die den Rahmen für die Definition der Beziehung als Fremdheitsbeziehung hergibt. Das Bild der Grenze kann zur Illustration dienen: Die Fremden jenseits der Grenze sind nicht nur Fremde, sie sind notwendigerweise auch Nachbarn, mit denen man eine gemeinsame Grenze teilt. So gesehen ist man durch eine Grenze nicht nur voneinander getrennt, sondern eben auch auf spezifische Weise miteinander verbunden. Die Grenzmetaphorik der Fremdheit verweist daher ebenfalls auf eine Gleichzeitigkeit von 'Gegenüber' und 'Außerhalb', von Nah und Fern und damit auf den Kern des Simmelschen fremdheitsverständnisses.

Zum Zwecke klärender Abgrenzung gegenüber einer Soziologie des Fremden ist mir der Hinweis wichtig, daß in einer soziologie der Fremdheitserfahrung die Figur des Fremden nicht als Element sozialstruktureller Dynamiken oder sozialer Systeme, sondern als Gegenstand von Konstruktionsprozessen erscheint. Diese Verschiebung der Perspektive hat zur Folge, daß Fremdheitserfahrungen auch dort beobachtet werden können, wo eine Soziologie des Fremden keine Fremden ausmachen kann. Die Erfahrung sozialer Fremdheit kann also durchaus am 'klassisch' Fremden⁷ gemacht werden, ebenso jedoch an Typen naher Personen oder Gruppen, die mich ausschließen oder die ich ausschließe.

Soziale Fremdheit bedeutet also, daß eine Person oder eine Gruppe auf der einen Seite eine andere Person oder Gruppe durch die Zuschreibung von Nichtzugehörigkeit ausgrenzt,⁸ gleichzeitig jedoch in besonderer Weise mit ihr ver-

⁷ Zum Beispiel ist der Zuwanderer oder der Gast ein Typus des klassisch Fremden (zur Figur des Gastes als Fremder vgl. Pitt-Rivers 1992). Unter den Bedingungen moderner Gesellschaften wird der „Ausländer im Inland“ zum „Prototyp des Fremden“, meint Alois Hahn, und zwar auf dem Wege einer „funktionsfähigen Fiktion“ (1994: 162f.). Die nationalstaatliche Identifikation funktioniert für Hahn als Projektionsfläche jener Fremdheitserfahrungen, die durch das 'Verschwinden' der Person in den Funktionssystemen der Gesellschaft ausgelöst werden. Die Ortlosigkeit der Person hat ihre Ursache darin, daß die Inklusion in die Funktionssysteme nur noch Partialidentitäten zuläßt, die nur fiktional in einer nationalen Identität zusammengefaßt werden können.

⁸ Die Zuschreibungsakte können eine unterschiedliche sozialstrukturelle Grundlage haben. Im Falle einer 'etablierten' Fremdheitsbeziehung ist das Wissen um die Grenze ein geteiltes Wissen, und die Positionen haben sich im Rahmen dieser Beziehung verfestigt. „Fremdheit als sozialer Status“ (Hahn 1994: 151) ist auf diese Weise auf Dauer gestellt und ein Bestandteil der „objektiven sozialen Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 1980). Andererseits können Zuschreibungen spontane oder temporäre Grenzziehungen in Kleingruppen des Alltagslebens sein, bei denen sich die

bunden ist. Formelhaft ließe sich soziale Fremdheit daher auch als zugehörige Nichtzugehörigkeit kennzeichnen. Die Widersprüchlichkeit einer solchen Konstruktion des Fremden kommt durch die Verknüpfung zweier Ebenen oder Kontexte zustande. Der Aspekt der Zugehörigkeit bezieht sich stets auf eine abstraktere Ebene als der Aspekt der Nichtzugehörigkeit und bleibt als Bezugspunkt der Sinnherstellung häufig implizit.

Analytisch gesehen ist jene Zugehörigkeit jeweils die Bedingung der Möglichkeit für die soziale Entfaltung von Exklusion. Der Kontext der Zugehörigkeit des Fremden kann durch seine leibliche Präsenz in einer gemeinsamen Gegenwart bestimmt sein (das 'Wir' einer gemeinsamen, raum-zeitlich definierten sozialen Situation) oder durch eine symbolische Kategorie, deren Differenzierung dann eine Exklusion ermöglicht („Wir sind zwar beide Europäer, Deutsche, Hausbesitzer, Wissenschaftler etc., *aber.....*“). Der Kontext der Nichtzugehörigkeit ist dann als Binnendifferenzierung des Gemeinsamkeitshorizontes zu verstehen und bezieht sich daher auf eine Unterscheidung unterhalb der Ebene der Zugehörigkeit.

Diese Unterscheidung, die eine Grenze zieht und ausschließt, weist den Ausgeschlossenen einen niedrigeren Status zu. Jedem Akt der Ausgrenzung ist der Entzug der Gleichwertigkeit – zumindest in dem für den Ausschluß relevanten Aspekt – immanent. Dies kann ein ausschließlich situativer und inhaltlich eng umgrenzter Aspekt sein (z. B. Fehlverhalten in einem Arbeitsteam), kann sich aber auch auf den 'Charakter' einer Person oder Gruppe insgesamt beziehen. In dieser Konstellation ist die Verweigerung von Akzeptanz bzw. Gleichwertigkeit das Zentrum der Fremdheitserfahrung. Der Fremde ist als eingeschränkt Berechtigter oder moralischer Außenseiter der Gruppe zugehörig, er ist gewissermaßen im Beziehungsverhältnis der Nichtzugehörigkeit zugehörig.

Dabei sollte analytisch nicht übersehen werden, daß jede Konstruktion einer ausschließenden Grenze nicht nur die Fremdheit der Anderen feststellt, sondern auch die eigene Fremdheit in bezug auf jene Ausgeschlossenen. Damit ist die Zurechnung von Nichtzugehörigkeit auch als eine Form der Konstruktion eigener Fremdheit zu verstehen. Als weitere Formen können unterschieden werden: die Reproduktion und Selbstanwendung der ausschließenden Unterscheidung; aber auch die Zurückweisung der ausschließenden Kommunikation und ein Bestreiten ihrer Berechtigung können als indirekte Form der Konstruktion eigener Fremdheit verstanden werden. An dieser Überlegung wird noch einmal deutlich, daß Fremdheit als Qualität oder Definition einer Beziehung keine einseitige Angele-

Fremdheitsbeziehung dadurch auflöst, daß die Ausgeschlossenen die gemeinsame Nähe verlassen. Damit würde in der Regel jene Relevanz verloren gehen, die für die Begründung und Aufrechterhaltung einer Fremdheitsbeziehung notwendig ist.

genheit ist, sondern durch den wechselseitigen Bezug aufeinander entsteht und entwickelt wird.

2.2 Die kognitive Dimension: Kulturelle Fremdheit

In der Bestimmung von Fremdheit als Exklusionsverhältnis habe ich einen positionalen und einen kognitiven Aspekt unterschieden. Den kognitiven Aspekt einer Fremdheitsbeziehung nenne ich kulturelle Fremdheit.⁹ Damit ist jener Aspekt der Erfahrung eines 'Außerhalb' bezeichnet, bei dem die Begegnung mit einer anderen Wirklichkeitsordnung im Mittelpunkt steht. 'Fremd' sind hier also primär Wissens Elemente und kognitive Strukturen und nicht – wie im Falle sozialer Fremdheit – Rollenträger. Kulturelle Fremdheit wird – und dies weist sie als eine soziologische Erfahrungsform aus – ebenfalls anderen Individuen oder Gruppen oder aber der eigenen Person oder Gruppe zur Kennzeichnung einer Beziehung zugeschrieben. Die Grenze wird in diesem Fall nicht durch den Entzug von Gleichwertigkeit, sondern durch die Zuschreibung einer anderen kognitiven Ordnung gezogen, die sich in Unvertrautheit, Nichtverstehbarkeit und Mißverständnissen ausdrückt. Zeichen einer anderen Wirklichkeitsordnung können aber nicht nur an Zeitgenossen festgestellt werden. Während die Erfahrung sozialer Fremdheit in jedem Falle an die Gegenwart des Konstrukteurs und des Fremden gebunden ist, transzendiert kulturelle Fremdheit diesen Zeitbezug. Dies ist z. B. regelmäßig der Fall, wenn aus der Interpretation historischer Texte, Dokumente oder sonstiger Artefakte Hinweise auf eine andere Ordnung der Wirklichkeit, auf eine andere 'Welt' gewonnen werden. Eine andere Kategorie von Beispielen liefern Zeugnisse eines literarischen oder psychologischen Exotismus, der weitgehend unabhängig von realen sozialen Beziehungen Vorstellungen von einer anderen Wirklichkeit an anderen Orten imaginiert.

In soziologischer Sicht ist kulturelle Fremdheit vor allem ein wissenssoziologisches Konzept, in dessen Zentrum die Überzeugung steht, man teile mit einer anderen Person oder Gruppe nicht jenen Bereich zentraler Gewißheiten, die das eigene Bild der Welt maßgeblich bestimmen (wobei das eigene Bild bis auf die Ausnahmen von Situationen reflexiver Irritation nicht als 'Bild', sondern als 'Welt' erfahren wird). Während zu den unhinterfragten Grundannahmen der Alltagswelt die Gewißheit gehört, daß der Andere die Welt im Zweifelsfall genauso erlebt wie ich (Schütz/Luckmann 1979/1984: 87ff.), basiert die Erfahrung kultu-

⁹ Dabei lege ich Friedhelm Neidhardts Bestimmung von „Kultur“ als dem „System kollektiver Sinnkonstruktionen, mit denen Menschen die Wirklichkeit definieren“ zugrunde (1986: 11).

reller Fremdheit zum einen auf einer (in der Regel wohl: krisenhaften) Enttäuschung jener Grundannahme, zum anderen auf der inhaltlich gegenteiligen Erwartung, daß der Andere die Welt in zentralen Elementen anders erfährt. Wichtig ist dabei, daß die andere Perspektive nicht wirklich überschaubar und klar erscheint. Wichtig ist außerdem, daß dem anderen nicht im eigentlichen Sinne eine andere Wirklichkeit unterstellt wird, sondern lediglich eine andere Ordnung derselben Wirklichkeit. Die Zuschreibung kultureller Fremdheit bedeutet nicht, den Anderen aus der einen Welt zu exkludieren und ihm nicht-menschliche Kognitionsleistungen zu unterstellen. Der 'Mensch' und die 'Welt' sind schließlich die abstraktesten Kategorien, die wir benutzen können, um eine Fremdheitsbeziehung festzustellen. Das 'Menschsein' und das 'In-der-Welt-Sein' sind jene letzten Kategorien eines Wir, also der Nähe und Gemeinsamkeit, deren Zuschreibung auch eine Exklusion ermöglicht. Aufgrund dieser abstraktesten Gemeinsamkeit nehmen wir an, daß auch der kulturell Fremde sieht, hört, schmeckt, riecht und taktil empfänglich ist, wie ich es mit meinen Sinnen erfahre. Seine Fremdheit entsteht durch die Tatsache, daß er der Wirklichkeit der Welt teilweise andere Bedeutungen gibt, von anderen Voraussetzungen ausgeht und zu anderen Schlüssen und Bewertungen kommt.

Mit anderen Worten: Wenn ich nicht routinemäßig annehmen kann, mit dem anderen in einer gemeinsamen Wirklichkeit zu leben, also die Selbstverständlichkeiten meiner Alltagswelt mit ihm zu teilen, rechne ich ihm eine andere Wirklichkeitsordnung zu, die mir fremd, weil unüberschaubar ist. In der Erfahrung kultureller Fremdheit (der eigenen wie der der anderen) wird das zum Problem, was in routinisierten Interaktionszusammenhängen nie zum Thema wird: die Tatsache nämlich, daß nicht nur das aktuelle Bewußtsein des Anderen, sondern auch sein lebensweltlicher Erfahrungshintergrund transzendent bleibt und nur durch Zeichen und Symbole in einer „Appräsentationsbeziehung“ (Schütz 1971: 339ff.) gegenwärtig ist.¹⁰ Können die Zeichen nicht mehr erfolgreich gelesen werden, dann wird die routinemäßige Unterstellung einer gemeinsamen Wirklichkeit problematisch. Die Zurechnung einer anderen Wirklichkeitsordnung bedeutet aber, den anderen hinsichtlich meiner Wirklichkeitsordnung als nicht zugehörig zu bestimmen, ihn zu exkludieren bzw. sich selbst als ausgeschlossen zu erfahren, wenn in der umgebenden sozialen Welt die bislang bewährten Erwar-

¹⁰ Im Zentrum jeder Appräsentation steht ein Verweisungszusammenhang: „Anzeichen, Merkzeichen, Zeichen und Symbole verweisen von einem gegenwärtig Gegebenen (um es genau festzuhalten: von einem aktuellen Wahrnehmungsdatum) auf ein gegenwärtig Nichtgegebenes“ (Schütz/Luckmann 1979/1984: 181). Das Bewußtsein des Anderen ist mithin nie 'gegeben', also unmittelbar wahrnehmbar, sondern muß stets appräsentativ erschlossen werden.

tungsgewißheiten, Regeln und Muster ihre selbstverständliche Gültigkeit verloren haben.

Eine typische Konstellation für die Entstehung von Erfahrungen kultureller Fremdheit ist die Situation des Immigranten, dessen Fremdheit von Alfred Schütz – wie bereits oben erwähnt – als Ergebnis unterschiedlicher Relevanzstrukturen analysiert wird: Die bewährten Wissensstrukturen und Gewißheitsannahmen seiner Herkunft werden in seiner neuen Umwelt dysfunktional, während er in bezug auf die aufnehmende Gruppe einen sozialen Typus repräsentiert, „der fast alles, das den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, unfraglich erscheint, in Frage stellt“ (Schütz 1972: 59). Die Erfahrung kultureller Fremdheit gründet damit wesentlich im Erleben von Inkommensurabilitäten in der Dimension impliziten Wissens, also jenes nicht mitteilbaren Wissens, das als „unausgesprochener Bezugsrahmen“ (Polanyi 1985: 24) Handlungen, Interaktionen und Kommunikationen anleitet. Fremdheit konkretisiert sich hier als die Erfahrung eines wiederholten und letztlich unkalkulierbaren kommunikativen Scheiterns, das ursächlich den eigenen Verstehensmöglichkeiten zugerechnet wird.

Bevor es nun um die Anwendung des theoretischen Konzepts auf die Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen geht, sollen die wesentlichen Elemente der Unterscheidung sozialer und kultureller Fremdheit zusammengefaßt werden. Während Nichtzugehörigkeit der Erfahrungsmodus sozialer Fremdheit ist, kann Unvertrautheit als zentrale Form der Erfahrung kultureller Fremdheit verstanden werden. In beiden Fällen geht es um die Zuordnung des Fremden zum Außen: Die Erfahrung der Nichtzugehörigkeit bedeutet, daß Individuen oder Gruppen aus dem (situativ variablen) Kontext der eigenen Gruppe ausgeschlossen werden. Die Erfahrung der Unvertrautheit bezieht sich primär auf Wissenselemente, die nicht zum individuellen oder kollektiven Wissensvorrat gehören. Außerhalb liegendes Wissen kann zum Zeichen einer fremden Wirklichkeitsordnung werden, wenn sich dieses Wissen als widerständig gegenüber Aneignungsversuchen zeigt, wenn also beispielsweise durch Lernen nicht der zur Situationsbewältigung oder Problemlösung notwendige Vertrautheitsgrad erreicht werden kann.

Insofern Individuen, Gruppen oder symbolische Gemeinschaften Träger fremden Wissens sind, kann die Erfahrung der Unvertrautheit mit kognitiven Strukturen sehr eng mit der Zuschreibung von Nichtzugehörigkeit im Sinne sozialer Fremdheit verbunden sein. Kulturelle Fremdheit kann dabei entweder Anlaß für eine soziale Grenzziehung sein oder aber zur Legitimation von Ausgrenzung benutzt werden. Allerdings können kulturelle und soziale Fremdheit auch unabhängig voneinander auftreten, da sich das Prinzip der Grenzziehung deutlich voneinander unterscheidet. Während soziale Fremdheit durch eine *asymmetrisierende Ausgrenzung* erfahren wird, gründet kulturelle Fremdheit auf der (mehr oder

minder erzwungenen) *Anerkennung der Eigenheit* anderer Denkfiguren, Sinnzusammenhänge, Weltanschauungen und Seinsweisen. Da eine solche Anerkennung zugleich mit der Erfahrung einer Begrenzung der (in der Regel nicht-reflexiven) Gültigkeitsansprüche der je eigenen Wirklichkeitsordnung verbunden ist, haben tiefergehende Erfahrungen kultureller Fremdheit ein erhebliches Potential der Identitätsbedrohung.

3 Ost- und Westdeutsche: Eine Fremdheitsbeziehung

Wenn Fremdheit die Definition einer Beziehung ist, läßt sich für die empirische Untersuchung die Ausgangsthese formulieren, daß Ost- und Westdeutsche in einer Fremdheitsbeziehung miteinander verbunden sind. Im Anschluß an Simmel ließe sich weiter vermuten, daß erst die 'Wende' des November 1989 bzw. die staatliche Vereinigung im Oktober 1990 strukturell die Chance eröffnet haben, eine Fremdheitsbeziehung zu entwickeln.¹¹ Erst im Rahmen dieser beiden Ereignisse wurde jene Nähe möglich, die als Voraussetzung für die Erfahrung von Nichtzugehörigkeit und Unvertrautheit anzusehen ist. Diese Nähe entstand einerseits durch die Kontakt- und Kommunikationschancen, andererseits durch eine Vitalisierung der Idee des Zusammengehörens, der nationalen Einheit und der kulturellen Gemeinsamkeit. Anders formuliert: Aus der politischen Entwicklung folgte erst jene wechselseitige Bedeutsamkeit, die es notwendig machte, sich zueinander zu verhalten, sich aufeinander zu beziehen und damit die Beziehung zu 'definieren'. Die plötzliche Nähe entfaltete zunächst Gemeinsamkeits-

¹¹ Gemeint ist also die Ebene der Beziehung zwischen großen 'Wir-Gruppen'. Auf der Ebene der Individuen konnten sich selbstverständlich auch vorher Fremdheitsbeziehungen entwickeln, wenn es entsprechende Kontaktmöglichkeiten gab. In der Situation kollektiver Getrenntheit waren die Westdeutschen für die Ostdeutschen eine wesentliche Bezugsgruppe bzw. die „Referenzgesellschaft“ (Pollack 1997: 7), während die Beziehung der Westdeutschen zu den Ostdeutschen vor allem durch Indifferenz bestimmt war, was sich vor allem im unterschiedlichen Maß des Wissens voneinander zeigt. So meint beispielsweise Pollack, daß „im Osten Deutschlands das Wissen über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik ungleich größer (war) als das Wissen des Westens über den Osten“ (1997: 7). Erst die Wende hat die Notwendigkeit eines wechselseitigen Bezugs aufeinander gestiftet, also dazu gezwungen, die in der Distanz entwickelten Bilder der anderen Herkunftsgruppe an Kriterien einer nunmehr gemeinsamen sozialen Realität zu prüfen. Es galt, eine neue Perspektive zu versuchen, deren Axiom sich etwa folgendermaßen umschreiben ließe: „Die anderen gehören zu mir, ich muß sie wie meinesgleichen behandeln“.

erwartungen, also eine normative Folie, vor der sich konkrete Erfahrungen von sozialen oder kulturellen Grenzen, von Distanz und von Außerhalb umso schärfer abheben mußten.

Die Grenzöffnung des Jahres 1989 war mithin die strukturelle Grundlage für einen enormen Qualitätssprung in der Intensität und Vielfalt wechselseitiger Beobachtung und Beschreibung, bei der es immer wieder darum ging, die Identität der anderen vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen und Erwartungen zu bestimmen und mit der Feststellung von Unterschieden auch die eigene Identität zu definieren. Diese 'Beobachtungskultur' hatte von Beginn an eine starke öffentliche Seite, so daß rasch kollektive Bilder und Stereotypen entstehen konnten, die alle Gemeinsamkeitserwartungen konterkarierten. Ich habe die These, daß sich spätestens im Verlauf des Jahres 1990 in großem Umfang Prozesse kollektiver Erwartungsenttäuschung entwickelten.¹² Damit meine ich, daß es im Verhältnis der Ost- und der Westdeutschen zueinander in der Zeit nach der Wende zu einer Verschiebung der handlungsorientierenden Erwartungen gekommen ist, und zwar von der Annahme sozial-kultureller Ähnlichkeit bzw. Gleichheit hin zur Annahme grundsätzlicher Unterschiedlichkeit.¹³ Die Enttäuschung der Ähnlichkeitserwartung (z. B. in Form der operationalisierten Erwartung problemloser Verständigung) kann als Grundlage für die Suche nach Ursachen der Enttäuschung sowie nach erklärenden Unterschieden verstanden werden.

Daß sich die Umstellung der Erwartungen von Ähnlichkeit auf Unterschiedlichkeit mittlerweile weitgehend durchgesetzt hat, zeigt auch der Blick in die Medien: Hier wird beispielsweise die Erkenntnis verbreitet, „daß wir (...) alle besser bedient (wären), wenn wir mit Respekt Unterschiede anerkennen würden und

¹² Hinweise darauf liefern z. B. Befragungen des Instituts für Demoskopie Allensbach, die in verschiedenen Fragezusammenhängen Daten produzieren, aus denen jeweils geschlossen werden kann, daß in den Monaten vor der staatlichen Vereinigung die relativ größte wechselseitige Nähe der Ost- und Westdeutschen zueinander demoskopisch feststellbar war. Eine direkte Frage nach der Einschätzung von Nähe/Ferne zeigt beispielsweise, daß von Oktober 1990 bis Januar 1993 bei beiden Gruppen die Durchschnittswerte der Entfernungseinschätzung (mit einer Ausnahme) kontinuierlich zunehmen (Noelle-Neumann 1993: o. S., Tabelle A 3).

¹³ Roman Herzog beschreibt diese Entwicklung in der Rede anlässlich seiner Vereidigung als Bundespräsident am 1. Juli 1994 unter anderem mit folgender Formulierung: „Unter uns Deutschen macht sich Erstaunen breit, daß wir auch geistige und mentalitätsmäßige Unterschiede feststellen. Dieses Erstaunen zeigt, wie wenig wir in den letzten Jahrzehnten wirklich voneinander gewußt haben und wie weit wir uns voneinander entfernt haben“ (Bundespresseamt-Bulletin vom 5.7.1994).

nicht immer so täten, als gäbe es sie nicht“.¹⁴ Oder es wird als Ergebnis einer Repräsentativumfrage eine „Beziehungskrise“ diagnostiziert und die Schlußfolgerung gezogen, „daß die Deutschen von der geeinten Nation noch weit entfernt sind“ (*Focus* 40/1996: 72ff.). Der *Spiegel* konstatiert, daß „sieben Jahre nach dem Fall der Mauer die Enttäuschung über das neue Deutschland in Ost und West wächst“ (*Der Spiegel* 45/1996: 64).

Parallel zu den Prozessen der Erwartungsenttäuschung und -umstellung entwickelte sich der differenzierende und Differenz feststellende Blick aufeinander, der sich zu einem allgemeinen Sinnmuster der Wirklichkeitsdeutung, das ich den ‘Ost-West-Kontext’ nennen möchte, verdichtet hat. Gegenstand dieser kollektiven Sinnstruktur¹⁵ ist die Benennung, Beschreibung, Entdeckung, Erforschung und mittlerweile vor allem Bewertung von Unterschieden zwischen Personen oder Gruppen ostdeutscher bzw. westdeutscher Herkunft.¹⁶ Mit der Bewertung

¹⁴ So Monika Zimmermann in einem Kommentar des Berliner *Tagesspiegel* vom 25.8.1996, der unter dem Titel ‘Der Osten ist anders’ resümeeartig viele unverzichtbare Ingredienzen des Ost-West-Kontextes versammelt: neue Freiheit, Alkoholkonsum, Autofahrstile, nie gekannte Selbstverantwortung, östliche Minderwertigkeitskomplexe, östliche Geborgenheitsgefühle, die früher billigen Wohnungen und verfügbaren Kinderkrippen, der westliche Individualismus, die Datschengesellschaft, die unterschiedliche Sozialisation und Sozialstruktur, unterschiedliche Gewohnheiten, Mentalitäten, Lebensformen, Geschmäcker.

¹⁵ Als ‘kollektive Sinnstruktur’ verstehe ich hier einen im Alltagswissen verankerten Deutungsrahmen für thematisch abgegrenzte Bereiche der sozialen Wirklichkeit. Die Rede vom Deutungsrahmen ist als Hinweis auf die pluralistische Binnenstruktur solcher Wissensfiguren zu verstehen, was inhaltlich widersprüchliche Thematisierungen ebenso einschließt wie unterschiedlichste soziale Orte der Thematisierung (vom ‘intellektuellen Diskurs’ im Feuilleton bis zur beiläufigen Alltagskommunikation einer flüchtigen Straßenbegegnung). Kollektiv sind solche Deutungsrahmen aufgrund ihrer Öffentlichkeit, also ihrer allgemeinen Zugänglichkeit und Verfügbarkeit zu nennen. Ein wesentliches Merkmal kollektiver Sinnstrukturen ist ihre Offenheit für Verknüpfungen mit anderen Deutungsrahmen oder speziellen Wissenssegmenten. Diese Verknüpfungen können als Differenzierungen der kollektiven Sinnstruktur verstanden werden. Für den Ost-West-Kontext nennt die nachfolgende Fußnote Beispiele.

¹⁶ Beispielsweise werden die erotischen Beziehungen und wechselseitigen Attraktivitäten miteinander verglichen (Rohnstock 1995), oder die Wertorientierungen, Persönlichkeitsmerkmale und Kontrollüberzeugungen von Studierenden in Ost- und Westdeutschland (Kuda/Schauenburg 1994); es geht um den „Wertewandel in Ost und West“ (Schnabel/Baumert/Roeder 1994) oder die „Modernisierung und Lebensstile Jugendlicher in Ost- und Westdeutschland“ (Georg 1993). Diese Beispiele wären beliebig ersetzbar oder erweiterbar. Wolf Wagner beschreibt die Rolle der Wis-

der Unterschiede hat sich der differenzierende Blick zu einem grenzziehenden und ausgrenzenden Blick weiterentwickelt, der die eigene (zumindest: moralische) Überlegenheit und die ausgrenzende 'Charakterschwäche' der anderen feststellt.¹⁷ Analytisch formuliert ist der Ost-West-Kontext also eine Sinnstruktur, mittels derer Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen ausgewählt, hervorgehoben und bewertet werden. Die kollektive Konstruktion von Unterschieden fungiert als Bereitstellung sozialer Ontologie in einem bestimmten Wirklichkeitsbereich. Das heißt, der 'kleine Unterschied' ist als Tatsache in der Welt, wer den Unterschied macht, geht selbstverständlich davon aus, auf allgemein geteiltes Alltagswissen darüber, was westdeutsch oder ostdeutsch ist, zurückzugreifen.¹⁸

senschaft im Prozeß der Produktion von Unterschieden folgendermaßen: „Beide Bevölkerungsgruppen werden von den Sozialwissenschaften, der Medizin, der Germanistik und Linguistik beobachtet, befragt und vermessen bis auch der letzte Bereich noch auf mögliche Unterschiede durchkämmt ist“ (1996: 199). Im außerwissenschaftlichen Bereich ist die Thematisierung von Ost-West-Unterschieden bzw. -Gemeinsamkeiten nicht zu überschauen. Die Zeitschrift *Super-Illu* etwa hat sich – mit großem kommerziellen Erfolg in Ostdeutschland – vollständig der Ost-West-Thematik verschrieben. Sie ist mit großem Vorsprung vor *Spiegel*, *Stern* und *Focus* die meistverkaufte und meistgelesene Zeitschrift in Ostdeutschland (*Die Zeit* 27/97: 47).

¹⁷ Ausgrenzungen können auf dieser Ebene der Zuschreibung und Stereotypenbildung von beiden Seiten der Fremdheitsbeziehung vorgenommen werden, wie sich dies in dem Bildpaar vom 'Besserwessi' und 'Jammerrossi' anschaulich dokumentiert. Davon unabhängig kann ein Definitions-machtgefälle zwischen West- und Ostdeutschen konstatiert werden, das für sich genommen keine Ausgrenzung schafft, aber Strukturbedingungen etabliert, die den Westdeutschen Ausgrenzungsakte ermöglichen, die den Ostdeutschen nicht zur Verfügung stehen. Beispielsweise kann die Tatsache, daß bis auf Ausnahmen keine Ostdeutschen auf C4-Professuren in sozialwissenschaftlichen Fächern an ostdeutschen Universitäten berufen wurden, in diesem Sinne gelesen werden.

¹⁸ Dazu gehört das Wissen, daß die jeweils andere Herkunftsgruppe eine andere Perspektive hat und daß die eigene Sicht zweifellos die richtige ist. Mit diesem Axiom sind sich beide Seiten einig, daß in bestimmter Hinsicht ein Unterschied existiert, der von der anderen Gruppe in anderer Weise interpretiert wird, was einmal mehr die kulturelle Unterschiedlichkeit bestätigt (vgl. dazu die Zusammenstellung kultureller „Mißverständnisse“ bei Wagner 1996: 134-191). Insofern werden Ost- und Westdeutsche nur in der eigenen Herkunftsgruppe selbstverständlich davon ausgehen, daß der andere das eigene Wissen über Ost- und Westdeutsche teilt, aber ebenso selbstverständlich annehmen, daß ein Vertreter der anderen Herkunftsgruppe die eigene Sicht nicht teilt. Ein Beispiel bieten Modi der personalen Selbstdarstel-

Auch der Ost-West-Kontext ist als Muster der Sinnherstellung rekursiv organisiert, also durch die Tendenz gekennzeichnet, daß alle Deutungstätigkeit in der Interpretation sozialer Wirklichkeit auf die eigenen Voraussetzungen verweist und diese tendenziell bestätigt und stützt. Die mittlerweile stark ausdifferenzierten Kategorien von Unterscheidungen bewähren sich in der Ordnung primärer Interaktionserfahrung ebenso wie in der medialen Konstruktion sozialer Wirklichkeit und verweisen damit auf die Richtigkeit des eigenen Ausgangspunktes. Je deutlicher und vielfältiger die Evidenz der konkret beobachteten Unterschiede hervortritt, um so stärker verfestigt und verselbständigt sich die Gewißheit eines grundlegenden Unterschiedes, der keiner weiteren Erläuterung bedarf, weil er allmählich zum ontologischen Mobiliar der sozialen Welt gehört.¹⁹ Die Ontologisierung von Unterschieden und damit auch von Grenzziehungen trägt wesentlich zu einer Konsolidierung der Fremdheitsbeziehung zwischen Ost- und Westdeutschen bei.

Der hier beschriebene Erwartungswandel kann daher als ein wesentliches Element für die Ausdifferenzierung einer Fremdheitsbeziehung zwischen Ost- und Westdeutschen verstanden werden. Die Enttäuschung der ursprünglichen Erwartung, einander gleich und gleichwertig zu sein sowie sich ohne Störungen und Irritationen problemlos miteinander verständigen zu können, ist auch die Enttäuschung der Erwartung, es mit dem Eigenen und im Prinzip Vertrauten zu tun zu haben. Statt einer Begegnung von Brüdern und Schwestern, die wissen, was sie voneinander zu erwarten haben, erwies sich der deutsch-deutsche Kontakt als die Begegnung von einander sozial und kulturell Fremden, bei der eine problemverursachende und schwer durchschaubare Unvertrautheit ebenso eine Hauptrolle spielte wie die Tatsache einer strukturellen Asymmetrie, die die Definitionsmacht in jeder Hinsicht bei den Westdeutschen ansiedelte.

Diese grundlegende Asymmetrie in der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen beruht wesentlich auf einer Strukturbedingung der Vereinigung: Die Tatsache, daß die DDR der Bundesrepublik beigetreten ist und nahezu alle Rege-

lung. Generell geteilt wird das Wissen um einen Unterschied zwischen Ost und West in dieser Hinsicht. Aber während der Ostdeutsche bei sich Bescheidenheit und Zurückhaltung wahrnimmt, erkennt der Westdeutsche in solchen Verhaltensformen Zeichen fachlicher oder sozialer Inkompetenz.

¹⁹ So markieren etwa Elmar Brähler und Horst-Eberhard Richter den Ausgangspunkt ihrer Untersuchung über *Deutsche Befindlichkeiten im Ost-West-Vergleich* folgendermaßen: „Fest steht, daß auch die psychische Entfremdung zwischen den Menschen beider Landesteile noch lange nicht überwunden ist“ (1995: 7). Diese Wirklichkeitsfeststellung scheint gleichermaßen Ausgangspunkt wie Ergebnis ihrer Untersuchung zu sein.

lungsformen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens der alten Bundesrepublik nunmehr auch in der neuen Geltung besitzen, ist die Grundlage vieler konkreter Asymmetrienerfahrungen, zumindest der Ostdeutschen. Die westdeutschen Wirklichkeitsvorstellungen galten mit der Vereinigung unvermindert fort, während das in der ostdeutschen Vergangenheit bewährte Wirklichkeitswissen schlagartig obsolet wurde bzw. nunmehr – gewissermaßen im Einzelfall – von den Ostdeutschen überprüft werden mußte, inwieweit bewährtes Wissen unter den Bedingungen der neuen Bundesrepublik noch Orientierungs- und Handlungssicherheit geben konnte. Mit diesen Strukturentscheidungen waren also die Weichen gestellt für die Etablierung eines grundlegenden Asymmetrieverhältnisses, das westdeutsche Herkunft mit einem Expertenstatus für Wirklichkeitswissen verknüpfte.

Diese Asymmetriestruktur bleibt tendenziell im Horizont aller Ost-West-Kontakte, es handelt sich um eine Rahmenbedingung, die aktualisiert werden kann, aber nicht muß. Allerdings ist diese Struktur eine günstige Grundlage für Akte wechselseitiger Ausgrenzung sowie für wechselseitige Erfahrungen scheiternder Aneignung; mit anderen Worten: für Erfahrungen der Nichtzugehörigkeit und Unvertrautheit. Daher steht eine besondere Gruppe ostdeutscher Wissenschaftler im Zentrum der empirischen Untersuchung, über die ich nachfolgend berichte. Prädestiniert ist diese Gruppe für eine Untersuchung über Fremdheitserfahrungen, weil sie sich in einem fünfjährigen Wartestand der Statusunsicherheit befand, was zum einen eine besondere Sensibilität für Prozesse der Ausgrenzung oder der scheiternden Aneignung erwarten ließ, und was zum anderen auf eine Steigerung der Erfahrungsmöglichkeiten von Fremdheit hinauslief, weil sie nicht nur als Ostdeutsche, sondern auch als Wissenschaftler die Erfahrung einer problematischen Zugehörigkeit machen konnten. Es handelt sich um jene Gruppe ostdeutscher Wissenschaftler, die als ehemalige Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) vom 1.1.1992 bis 31.12.1996 im Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) gefördert wurden. Eine Integration in die Hochschulen – also die gleichberechtigte Zugehörigkeit zu einer Organisation des Wissenschaftssystems – war ebenso erklärtes Programmziel wie die Absicht, den Aufbau der ostdeutschen Hochschulen durch eine Rückführung der Grundlagenforschung zu beschleunigen. Gleichzeitig war schon früh erkennbar, daß der Bund und die ostdeutschen Länder als Träger des Programms nicht dazu bereit sein würden, die mit dem WIP eröffnete Zugehörigkeit der Wissenschaftler nach Programmende weiterzufinanzieren. Damit wurden die Institutionen bzw. Strukturen des Wissenschaftssystems – einschließlich der jeweiligen Hochschule der Geförderten – zum wesentlichen Erfahrungsraum, der in der positionalen Dimension von Fremdheit soziale Zeichen fehlender Gleichwertigkeit oder

Ausgrenzung bereitstellte. Hinsichtlich der kognitiven Dimension von Fremdheit bot der Wechsel vom Wissenschaftssystem der DDR zu dem der Bundesrepublik zahlreiche 'Chancen' der Erfahrung von Unvertrautheiten – solchen, die sich mit mehr oder weniger Anstrengung auflösen ließen, ebenso wie jenen, die so hartnäckig allen Aneignungsbemühungen widerstanden, daß sie ein Element bleibender Fremdheit in der Lebenswelt der ostdeutschen Wissenschaftler wurden. Um diese Erfahrungen und ihre Interpretation geht es in empirischer Hinsicht.

4 Der Weg in die Fremde:

Einige Rahmendaten zur Akademie der Wissenschaften und dem 'WIP'

Zuvor soll in groben Zügen über die Entstehung sowie die Bedingungen des Wissenschaftler-Integrations-Programms informiert werden, um zu verdeutlichen, daß die Laufzeit des Programms vom 1.1.1992 bis zum 31.12.1996 für die Geförderten eine Zeit erhöhter Statusunsicherheit war.

Die Akademie der Wissenschaften der DDR war die mit Abstand größte Forschungsorganisation der DDR. Der anfänglichen wissenschaftspolitischen Konzeption zufolge sollte die wissenschaftliche Forschung an den vier Akademien der DDR konzentriert werden (neben der AdW gab es noch die Bauakademie, die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und die Akademie der pädagogischen Wissenschaften). Dieser Vorstellung nach sollten die Universitäten ausschließlich Lehre und Ausbildung betreiben, also reine Bildungseinrichtungen sein. „Zu einer völligen Umsetzung dieses sowjetischen Vorbildes war es freilich trotz verschiedener Anläufe nicht gekommen, d. h. es existierte immer noch ein beachtliches Forschungspotential an den Universitäten, und die Akademien trübten ihrerseits die Reinheit des Modells durch Nutzung des ihnen zugebilligten Promotions- und Habilitationsrechts“ (Dieter Simon 1993: 730). Trotzdem war das Bild der Wissenschaft in der DDR stark durch die faktische und ideologische Dominanz der AdW geprägt. So ist es sicher kein Zufall, daß als Programmziel des WIP die „Rückführung der Grundlagenforschung an die Universitäten“ formuliert wurde (KAI e.V. 1993 in KAI e.V.i.L., 1995: 167).

Zum Ende der DDR hin waren etwa 23.500 Menschen an der Akademie der Wissenschaften beschäftigt (KAI-AdW 1992 in KAI e.V.i.L., 1995: 132). Davon waren etwa 8.000 Wissenschaftler, weitere 6.000 waren als wissenschaftlich-technisches Hilfspersonal in den Forschungszusammenhängen beschäftigt, so daß ca. 14.000 Personen in der Forschung der AdW arbeiteten. Die übrigen 9.500 waren in den Bereichen Leitung, Planung und Verwaltung, als Techniker

oder in verschiedenen Betreuungsfunktionen und Serviceeinrichtungen tätig (Akademie der Wissenschaften der DDR 1991: 43). Als die rund siebzig Forschungseinrichtungen und Institute der ehemaligen AdW am 31.12.91 – also fünfzehn Monate nach der staatlichen Vereinigung – aufgelöst wurden, hatte sich die Zahl der Beschäftigten auf etwa 16.000 verringert (KAI e.V. 1993 in KAI e.V.i.L. 1995: 164).

Die Akademie der Wissenschaften sowie die drei kleineren Akademien wurden zum 31.12.1991 'abgewickelt', d. h. die Organisation wurde – entsprechend den Vereinbarungen des Staatsvertrages zwischen der Bundesrepublik und der DDR – aufgelöst. Vorausgegangen war der Auflösung die Evaluation der Akademie-Institute durch den Wissenschaftsrat der Bundesrepublik. Zu den Ergebnissen der Evaluationstätigkeit gehören die Empfehlungen, etwa 7.000-10.000 Mitarbeiter der Akademie in außeruniversitäre Forschungseinrichtungen zu übernehmen und etwa 2.000 Mitarbeiter an den Hochschulen weiterzubeschäftigen.

Die Empfehlungen des Wissenschaftsrates wurden zu großen Teilen umgesetzt: Am 1.1.1992 nahmen drei Großforschungseinrichtungen, 24 Blaue-Liste-Institute, 21 Einrichtungen und Arbeitsgemeinschaften der Fraunhofer-Gesellschaft sowie zwei Institute und 28 Arbeitsgruppen der Max-Planck-Gesellschaft mit insgesamt über 8.000 Mitarbeitern ihre Arbeit auf (Fabich 1995: 83); ca. 2.000 ehemalige Akademiemitarbeiter wurden im Wissenschaftler-Integrations-Programm mit dem Ziel einer Hochschulintegration gefördert.²⁰ Der Bund und die ostdeutschen Länder finanzierten dieses zunächst auf zwei, dann auf fünf Jahre (bis 31.12.1996) befristete Programm mit insgesamt 600 Millionen DM.

Im WIP antragsberechtigt waren nur jene Wissenschaftler, deren Institut bzw. deren Arbeitsgebiet durch den Wissenschaftsrat positiv evaluiert und für eine Eingliederung in den Hochschulbereich empfohlen worden war (Krauth/Paffhausen Valente da Cruz 1995: 64).²¹ Die Bewilligung der Anträge – in den Natur-

²⁰ Darüber hinaus konnten etwa 2.000 ehemalige Akademiebeschäftigte – allerdings nur auf zwei Jahre befristet – auf ABM-Stellen weiterarbeiten, einige hundert Mitarbeiter hatten zum Akademieende in Form von Ausgründungen den Sprung in die ökonomische Selbständigkeit gewagt. Die hier genannten Zahlen lassen den Schluß zu, daß ein großer Teil der in der Forschung der AdW Beschäftigten zumindest in der ersten Zeit nach Akademieende als Wissenschaftler arbeiten konnte.

²¹ Wolfgang Schluchter weist darauf hin, daß im Verhältnis von Akademiewissenschaftlern und Wissenschaftlern an den Hochschulen der DDR auch das WIP „eine Verlängerung vormaliger Privilegierung [ist]. Etwas Vergleichbares gab es für Hochschulmitglieder, denen trotz bestätigter persönlicher Integrität und fachlicher Kompetenz aus mangelndem Bedarf gekündigt wurde, nicht“ (1996: 73). Insofern war das Programm auch ein identitätspolitisches Angebot: Der WIP-Geförderte

wissenschaften dominierten Gruppenanträge, in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen gab es vermehrt 'Einzelkämpfer' – erfolgte nach deren Prüfung und positiver Bewertung in einem Verfahren, das sich an den Kriterien der Deutschen Forschungsgemeinschaft anlehnte. Die Lobbyisten des WIP konnten somit immer auf die 'doppelte Evaluation' der Geförderten hinweisen und meinten damit einerseits die positive Evaluation des Herkunftsinstituts oder des Forschungsgebiets durch den Wissenschaftsrat sowie andererseits die positive Bewertung des individuellen Forschungsantrags durch etablierte Fachgutachter der 'alten' Bundesrepublik.

Das Programm war in zwei Phasen aufgeteilt: In einer 'Anbahnungsphase' sollten die Wissenschaftler „noch ohne feste Anbindung an eine Hochschule mittels eines Arbeitsvertrages mit KAI e.V. sowie die Gewährung von Sachmitteln gefördert werden, um binnen eines Jahres – später ausgedehnt auf zwei – unter Mithilfe von KAI eine Hochschulintegration zu erreichen“ (Krauth/Paffhausen Valente da Cruz 1995: 64). Mit dem 1.1.1994 begann die 'Integrationsphase', das heißt, nun waren die Geförderten an einer Hochschule in den ostdeutschen Ländern 'integriert'. Die Wissenschaftler wurden nach wie vor aus Mitteln des Programms finanziert, waren aber arbeitsvertraglich an eine Hochschule und dementsprechend mit ihrem Forschungsprojekt an einen Lehrstuhl oder ein Institut der Hochschule angebunden. Der Idee des Programms nach sollten sie in dieser Zeit auch durch Lehrtätigkeit ihre Berufserfahrung verbreitern und damit ihre Chancen verbessern. Von den knapp 2000 Personen, die am 1.1.94 in die Hochschulen integriert wurden, waren am 31.12.96 noch 1332 ehemalige Akademiemitarbeiter im Programm, davon wurde zum 1.1.97 ca. ein Drittel arbeitslos (Berliner Zeitung vom 12.3.97).

Die WIP-Geförderten wurden in der öffentlichen Wahrnehmung nicht selten zu Repräsentanten der DDR-Wissenschaft, was wohl vor allem der Tatsache zu verdanken war, daß dieser Personenkreis mit dem WIP einen quasi institutionellen Rahmen erhielt, der gleichermaßen für Selbst- und Fremdbeschreibungen zu einer Art Identitätsaufhänger wurde. Die einzige Gemeinsamkeit dieser im übrigen völlig heterogenen Gruppe war die Tatsache ihrer befristeten Förderung als ehemalige DDR-Wissenschaftler. Zudem waren die WIP-Geförderten jene Gruppe, die am längsten sozial sichtbar war: Während die anderen Akademie- und Hochschulwissenschaftler mehr oder weniger rasch die Integrationsbühne in Richtung der erneuerten oder neu gegründeten Hochschulen, der außeruniversitären Forschung, der wirtschaftlichen Selbständigkeit, der Umschulungspro-

konnte die Leiden der Statusunsicherheit mit der Überzeugung bescheinigter Exzellenz verrechnen, war er doch nicht selten besser dran als ein Teil der ostdeutschen Fachkollegen an den Universitäten.

gramme oder der Arbeitslosigkeit verlassen hatten, verblieben die WIP-Geförderten in einer Übergangssituation zwischen Hoffen und Bangen. Die Situation der WIP-Förderung mit ihrer beruflichen und biographischen Ungewißheit bildete einen scharfen Kontrast zu den Arbeitsbedingungen an der AdW, die für alle Vorstellungen von der Planung des eigenen Lebens einen Sicherheit gebenden Rahmen boten. Dazu ein kurzer Auszug aus einem der Interviews, die mit WIP-Geförderten geführt wurden und die empirische Grundlage dieser Untersuchung bilden (zu den Methoden nächster Abschnitt).

„Die Stellen waren ja auch sicher, ich meine, daß das auch so seine Nachteile hatte, daß das auch zu Trägheit geführt hat, die soziale Sicherheit, auch für Wissenschaftler, würde ich auch als Nachteil sehen. Daß wir viel zu früh sichere Stellen hatten. Ich hatte mit 23 eine sichere Stelle, mit 25 hatte ich einen Rentenanspruch“ (Kultur- und Sozialwissenschaftlerin, V7, S. 14).²²

Das Gefühl der Überschaubarkeit des eigenen wissenschaftlichen Weges sowie die Gewißheitserwartungen wurden mit dem Wechsel in das Wissenschaftssystem der Bundesrepublik schlagartig obsolet. Unter den Bedingungen des Wissenschaftssystems der DDR konnten sich Lebensentwürfe entwickeln und Erwartungen herausbilden, bei denen soziale Sicherung und wissenschaftliche Karriere entkoppelt waren und wo es sich als befriedigende Lebensmöglichkeit erweisen konnte, einfach „ein guter wissenschaftlicher Mitarbeiter“ zu sein, wie der nachfolgend zitierte Wissenschaftler sagt. Gleichzeitig erscheinen solche Entwürfe mit Blick auf die Strukturen des Wissenschaftssystems der Bundesrepublik antiquiert, denn „Leute wie ihn“ scheint es hier nicht zu geben.

In welcher Hinsicht gibt es 'Leute wie Sie' nicht? Was an Ihnen ist es, was es nicht gibt?

„Daß man in dem Alter zum Beispiel keine feste Stelle hat; daß man in dem Alter, wenn man sich noch an der Universität bewegt, auch nicht habilitiert hat, weil das für mich eigentlich irgendwie kein Problem war, ein Leben lang als guter wissenschaftlicher Mitarbeiter ohne Habilitation zu leben“ (Kultur- und Sozialwissenschaftler, V7, S.2).

Diese Passage illustriert, welchen Bruch die Zeitperspektiven und Kontinuitätserwartungen vieler ostdeutscher Wissenschaftler erfahren haben. Für die Wipianer

²² Die Quellenangaben bei den Interviewzitatzen beziehen sich auf die Kategorien, die in der Ordnung der transkribierten Interviewtexte entwickelt wurden. Im vorliegenden Text wird auf vier Kategorien zurückgegriffen: R3 steht für „Außenseitererfahrungen“, S4 für „Fremdheit“, V9 für „Vergleich von Kulturelementen“ sowie V7 für „Vergleich Wissenschaftssystem DDR-BRD“.

(also die WIP-Geförderten) galt, daß sich nicht nur – wie für die ostdeutschen Wissenschaftler insgesamt – die Wirklichkeitsbedingungen radikal verändert haben, sondern daß zudem die Phase der Statusunsicherheit besonders ausgedehnt war. Statusunsicherheit, hier verstanden als Ungewißheit des Dazugehörens, befördert strukturell die Erfahrung der Nichtzugehörigkeit, also sozialer Fremdheit. Es war daher zu erwarten, daß die Wipianer mit besonderer Schärfe eine soziale Fremdheit ostdeutscher Wissenschaftler in bezug auf ihre westdeutschen Kollegen beobachten würden (vgl. dazu Abschnitt 7.1).

5 Methoden der Untersuchung

Für die Untersuchung von Fremdheitserfahrungen ostdeutscher Wissenschaftler wurden sowohl qualitative als auch quantitative Verfahren der empirischen Sozialforschung eingesetzt. In methodologischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht stehen beide Herangehensweisen in einem Ergänzungsverhältnis. Die Operationalisierung und Messung von Relationen bzw. Elementen der sozialen Wirklichkeit sind ebenso als konstruktiver und hermeneutischer Prozeß erkennbar wie die Produktion und Interpretation von Texten. Da Zahlen und Korrelationen in erkenntnistheoretischer Hinsicht nicht per se 'objektiver' sind als andere Arten von Daten,²³ ist methodologisch das Erkenntnisinteresse ausschlaggebend für die Wahl der richtigen Methode(n). Um die grundlegenden Deutungsmuster sozialer und kultureller Fremdheit, mithin Sinnstrukturen zu erkennen, wurden qualitative Interviews eingesetzt. Auf diese Weise wurden Texte gewonnen, die als themenbezogene Deutungen der sozialen Wirklichkeit analysiert werden konnten. Um allerdings etwas über die Verbreitung von Einstellungen und Meinungen in der untersuchten Gruppe zu erfahren und um einen Vergleich zwischen Gruppen aussagekräftiger zu gestalten, war der Einsatz standardisierter Erhebungen dem Erkenntnisinteresse dienlicher. Dementsprechend wurde mittels eines Fragebogens eine Erhebung bei den Wipianern sowie bei zwei Vergleichsgruppen durchgeführt.

²³ Das gilt sicher nicht für viele alltagsweltliche Kontexte, in denen sich der Glaube an eine besondere Objektivität, die der Verwendung von Zahlen anhaftet, durchgesetzt hat. Dies mag eine säkulare Form der Wissenschaftsgläubigkeit oder eine modernisierte Form magischen Denkens sein, jedenfalls erweisen sich Argumente oder Behauptungen in der Regel als durchsetzbarer, wenn sie mit Zahlen 'untermauert' werden. Der politische Bereich liefert vielfältige Beispiele.

5.1 Die qualitative Erhebung

Im Herbst des Jahres 1994 wurden mit zweiundzwanzig Wissenschaftlern – jeweils Projektleiter im WIP – qualitative Interviews mit einer Länge von 1,5 bis 2,5 Stunden durchgeführt. Elf der Interviewpartner waren Naturwissenschaftler aus dem Bereich Geowissenschaften; die andere Hälfte bestand aus Sozial- bzw. Kulturwissenschaftlern. Dieser Aufteilung lag die Überlegung zugrunde, daß die Erfahrungshintergründe und Erwartungsstrukturen dieser beiden ‘wissenschaftlichen Kulturen’ in wichtigen Bereichen systematisch differieren würden. Der Übergang vom Wissenschaftssystem der DDR zu dem der Bundesrepublik sollte demnach von den Sozialwissenschaftlern als gravierender wahrgenommen werden als von den Naturwissenschaftlern, da letztere mit der Erwartung einer einheitlichen Wissenschaft – unabhängig vom politischen System – einen geringeren Bedarf an Neuorientierung entwickeln würden. Der bei Sozial- und Naturwissenschaftlern unterschiedliche Bedarf an Neuorientierung sollte – so die These in diesem Zusammenhang – mit der Stärke der Fremdheitserfahrung zusammenhängen.

Die Auswahl der Interviewpartner unterlag zwei Beschränkungen: Zum einen wurden nur solche Geförderten ausgewählt, die in den Ländern Berlin und Brandenburg an einer Hochschule integriert waren. Grund dafür ist die quantitative Dominanz dieser Länder bei der Integration von WIP-Geförderten (ca. ein Drittel der an den Hochschulen Integrierten hatte in Berlin einen Arbeitsvertrag, etwa 20 % in Brandenburg). Zum anderen sollte sich die im WIP anzutreffende disziplinäre Bandbreite der Bereiche Geowissenschaften und Sozialwissenschaften auch in der disziplinären Zuordnung der Interviewpartner widerspiegeln. Im Rahmen dieser Beschränkungen wurden die Interviewpartner nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.

Für die Durchführung der Interviews wurde ein thematischer Leitfaden erarbeitet, der um die Berufsbiographie der Wissenschaftler, die Arbeitssituation an der Akademie der Wissenschaften der DDR, die Wissenschaftserfahrungen der Wendezeit und der WIP-Zeit, das Wissenschaftsverständnis, den Ost-West-Kontext sowie – jeweils einheitlich zum Abschluß des Interviews – um das Verständnis von ‘fremd’ und ‘Fremdheit’ zentriert war. Bis auf vier Ausnahmen fanden alle Gespräche in Räumen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften statt.

Die Interviews wurden aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Nach mehreren Lesegängen wurden Kategorien gebildet, denen das Textmaterial zugeordnet werden konnte. Um der Komplexität des Materials gerecht zu werden, wurde mit Mehrfachcodierungen gearbeitet.

5.2 *Die quantitative Hauptuntersuchung*

Im Frühjahr 1995 wurde an alle 676 Leiter eines Forschungsprojektes im Wissenschaftler-Integrations-Programm ein vierundzwanzigseitiger, standardisierter Fragebogen verschickt. Darin wurde nach der gegenwärtigen Situation an der Hochschule gefragt, um einen Vergleich der gegenwärtigen Arbeitsbedingungen mit denjenigen an der AdW gebeten und zur Bewertung früherer und gegenwärtiger Wissenschaftspolitik aufgefordert. Außerdem waren die Publikationsaktivitäten bzw. deren Veränderung von Interesse. Für die Konzeption der Untersuchung waren besonders die Bezugnahmen auf zweiundsechzig einzelne Items wichtig, in denen Erfahrungen mit und Einstellungen zum Wissenschaftssystem thematisiert wurden. Hier waren auch jene Items aufgeführt, die als Indikatoren sozialer und kultureller Fremdheit fungieren sollten.

Etwa sechs Wochen nach Versand der Fragebögen wurde ein Erinnerungsschreiben verschickt und die Bitte wiederholt, den Bogen auszufüllen oder zumindest ein Beiblatt zurückzusenden, auf dem darum gebeten wurde, über den Grund der Nichtteilnahme zu informieren.

406 Wissenschaftler (60%) haben den Fragebogen ausgefüllt und zurückgesandt, 53 (7,8%) haben ihre Teilnahme schriftlich abgesagt. Der Vergleich des soziodemographischen Profils zwischen Grundgesamtheit und der Gruppe der Fragebogen-Rücksender zeigt, daß die Untersuchung hinsichtlich dieser Daten repräsentativ ist.

5.3 *Die Vergleichsuntersuchung*

Um zu überprüfen, wie sich die Wahrnehmung und Zuschreibung von Fremdheit in Abhängigkeit von der Variation des sozialen Ortes verändert, wurde eine ebenfalls standardisierte Vergleichsuntersuchung durchgeführt. Mit dieser Erhebung sollten zwei Vergleichsgruppen gewonnen werden. Zum einen ostdeutsche Wissenschaftler, die nicht unter WIP-Bedingungen an der Hochschule arbeiten und zum anderen westdeutsche Wissenschaftler mit ihrem (vermutlich sehr verschiedenen) Blick auf die Dinge. Dabei galt es, in etwa das disziplinäre Spektrum der WIP-Geförderten zu reproduzieren. Außerdem sollte der Tatsache Rechnung getragen werden, daß etwa 10% der WIP-Geförderten an Fachhochschulen integriert waren. Vor diesem Hintergrund wurden zwei Fakultäten (eine geisteswissenschaftliche, eine naturwissenschaftliche) der Humboldt-Universität zu Berlin sowie die Fachhochschule Neubrandenburg für die Vergleichsuntersuchung ausgewählt.

Im Frühjahr 1996 wurde an alle Angehörigen des wissenschaftlichen Personals ein auf fünfzehn Seiten reduzierter Fragebogen verschickt. Weggelassen wurden vor allem WIP-spezifische Fragen. Andere Fragenbereiche wurden gekürzt oder mit Blick auf das veränderte Setting modifiziert bzw. ergänzt. Auch in diesem Fall wurde nach einigen Wochen in einem Erinnerungsschreiben die Bitte um Beteiligung wiederholt. Von den 878 versandten Fragebögen kamen 365 (41%) ausgefüllt zurück.

6 Deutungsmuster der Fremdheit

Vor dem hier entwickelten konzeptionellen Hintergrund werde ich im folgenden näher auf einige Strukturelemente der Konstruktion von Fremdheit eingehen. Die Analyse bezieht sich auf die qualitativen Interviews und faßt detailliertere Ausführungen an anderer Stelle zusammen (Stenger 1997a und 1997b).

6.1 Zugehörige Nichtzugehörigkeit: Elemente sozialer Fremdheit

Ich beginne die Analyse mit der Beschreibung von Voraussetzungen sozialer Fremdheit, unterscheide anschließend zwei elementare Formen und werde zum Abschluß dieses Kapitels aus den Vorarbeiten das Konstruktionsmuster sozialer Fremdheit identifizieren.

6.1.1 Voraussetzungen sozialer Fremdheit: Asymmetrie und Stigmatisierbarkeit

Die Erfahrung sozialer Fremdheit ist Ausdruck einer spezifischen Konstellation von Nähe und Entferntheit, die ich als Status zugehöriger Nichtzugehörigkeit gekennzeichnet habe. Als Kontexte der Zugehörigkeit fungieren für die ostdeutschen Wissenschaftler die staatliche Einheit der Nation, die die Gleichwertigkeit aller Bürger begründet, sowie die Vorstellung von der Einheit der Wissenschaft. Auch die Zugehörigkeit zur *scientific community* ist mit dem Anspruch verbunden, wie alle anderen Wissenschaftler behandelt zu werden, also in seinem Status als Wissenschaftler als gleichwertig akzeptiert zu werden – unabhängig von der Herkunft, und soweit die individuelle Leistungsfähigkeit nachzuweisen ist.

Wie schon angedeutet, kann der Kontext der Nichtzugehörigkeit als Differenzierung verstanden werden, die unterhalb der Ebene der Zugehörigkeit angesiedelt ist. In diesem Fall ist es die Ost-West-Unterscheidung, die im Sinne einer Innen-

Außen-Differenzierung funktioniert und damit einen Kontext der Nichtzugehörigkeit eröffnet. Im Fall der sozialen Fremdheit ist die Zurechnung zum Außen mit der Zuschreibung eines niedrigeren Status verbunden. Insofern gehört *Asymmetrie* zu den wesentlichen Voraussetzungen sozialer Fremdheit.

In den Interviews zeigt sich, daß die Gleichwertigkeitserwartungen aus den beiden zentralen Kontexten der Zugehörigkeit (Nation und Wissenschaft) jeweils durch die Asymmetrie der Ost-West-Unterscheidung enttäuscht werden. Die Diskrepanz zwischen den mit einer gemeinsamen Nationalität verbundenen Gleichwertigkeitserwartungen und den an die Ost-West-Unterscheidung gebundenen Erfahrungen der Ungleichwertigkeit illustriert das erste Textbeispiel:

„Und da erzählte der, wie also die Amis einmarschierten, und sie haben natürlich, wie das eben so ist, die Neger vorangeschickt beim Einmarschieren. Waren das alles Schwarze. Und die Russen, die hatten, das weiß ich nun wieder aus anderen Erzählungen, die Mongolen in die erste Truppe gesteckt. Da habe ich so bei mir gedacht, wenn wir jetzt 'n Krieg hätten, würden die Wessis die Ossis voranschicken“ (Sozial- und Kulturwissenschaftlerin, R3, Seite 11).

Hier werden in polemischer Zuspitzung die Positionen einer asymmetrischen Beziehung verteilt: Die 'Wessis' als Sieger oder Eroberer, die 'Ossis' als 'Kanonenfutter' und Bürger zweiter Klasse. Bezeichnenderweise zieht die Interviewpartnerin eine ethnisierte Analogie, bei der 'den Ossis' die Rolle einer ethnischen, und das heißt hier: benachteiligten Minderheit zugeschrieben wird. Die Ethnisierung evoziert Konnotationen von Leid, Willkür und Ungerechtigkeit. Die Formulierung, daß „die Wessis die Ossis voranschicken“, verstärkt diese Suggestion, wird damit doch ein Verhältnis der vollständigen Verfügung der 'Wessis' über die 'Ossis' beschrieben. Hier wird jedoch nicht nur vermittels eines Bildes die Verweigerung von Gleichwertigkeit und Akzeptanz kommuniziert. Vielmehr wird durch die Wahl der Zutaten auch eine Bewertung des den 'Wessis' zugeschriebenen Verhaltens vorgenommen: Der moralisch-ethische Vorwurf der Skrupellosigkeit signalisiert sehr deutlich die Nichtakzeptanz der Nichtakzeptanz, also die Weigerung, die Zuschreibung eines inferioreren Status an die 'Ossis' zu akzeptieren.

Auch der zweite Kontext der Zugehörigkeit vermittelt Erwartungen der Gleichwertigkeit. Die Hierarchisierungskriterien der Wissenschaft sind der idealen Vorstellung nach rational, universalistisch und wissenschaftsimmanent. Keinesfalls könnte danach die regionale Herkunft eines Wissenschaftlers ein Kriterium für Exklusionsvorgänge sein. Tatsächlich aber setzt sich in der Erfahrung der ostdeutschen Wissenschaftler die Ost-West-Unterscheidung als Kategorie der Ver-

weigerung von Akzeptanz als Wissenschaftler durch. Dazu der folgende Interviewauszug:

„Und heutzutage bin ich der Meinung, ich hatte es ja vorhin schon angedeutet, daß die Möglichkeiten seit der politischen Wende für die Forschung sehr gut sind, aber der gesellschaftliche Status eines ehemals ostdeutschen Wissenschaftlers sich doch wirklich noch von dem eines westdeutschen unterscheidet.“

Woran machen Sie das fest?

„Zum Beispiel an unserer persönlichen Situation. In diesem WIP-Programm sind nur ostdeutsche Wissenschaftler; wir haben an den Universitäten alle nur Zeitverträge als wissenschaftliche Mitarbeiter, auch wenn man den Professorentitel oder die Habilitation vorweisen kann, das gibt es in keinem Fall für einen westdeutschen Wissenschaftler. Und auch die ganze Sache, wie wir auf dem (Standortname eines Hochschulgebäudes) behandelt wurden, als das WIP-Programm losging: wir mußten also alle unsere Arbeitszimmer verlassen und sitzen jetzt in einer Baracke. Unsere ehemaligen Zimmer sind neu besetzt“ (Naturwissenschaftler, R3, S. 44).

Der Wissenschaftler differenziert in diesem Text sehr deutlich zwischen einem Kontext der Zugehörigkeit („die Möglichkeiten seit der Wende für die Forschung sind sehr gut“) und einem Kontext der Nichtzugehörigkeit, der die Gleichwertigkeitsansprüche überlagert und konterkariert („aber der gesellschaftliche Status eines ostdeutschen Wissenschaftlers unterscheidet sich doch wirklich noch von dem eines westdeutschen“). Die Beschreibung der persönlichen Situation konkretisiert die durch die ostdeutsche Herkunft bedingte Asymmetrienerfahrung. Die Formulierung, daß sich „der gesellschaftliche Status eines ostdeutschen und eines westdeutschen Wissenschaftlers noch unterscheidet“, ist zudem ein deutlicher Hinweis auf die Erwartung einer Veränderung der asymmetrischen Konstellation.

Stigmatisierbarkeit ist neben der Asymmetrie ein weiterer wichtiger Komplex struktureller Voraussetzungen sozialer Fremdheit. Mit Stigma ist eine „zutiefst diskreditierende“ Eigenschaft gemeint, die einem Individuum oder einer Gruppe zugeschrieben wird (Goffman 1977: 11). Fremdheit selbst kann in vielen sozialen Kontexten ein Stigma sein, also eine Eigenschaft, die als Anlaß für eine disprivilegierende oder herabsetzende Behandlung dient. Aber umgekehrt kann auch die Zuschreibung und Feststellung beliebiger anderer Stigmata zum Ausgangspunkt eines Prozesses werden, an dessen Ende der Stigmatisierte durch symbolische oder materiale Exklusion zum sozial Fremden gemacht wurde. Dabei entscheidet jeweils die normative Struktur des Kontextes, was inhaltlich ein

Stigma sein kann oder nicht. Die normative Struktur ist wiederum wesentlich durch Macht- bzw. Definitionsmachtverhältnisse bestimmt. Für meinen Diskussionszusammenhang ist nun wichtig, daß ein asymmetrisches Beziehungsverhältnis auch ein Definitionsmachtgefälle beinhaltet und somit eine 'günstige' Strukturbedingung für die Zuschreibung von Stigmata darstellt. Formelhaft ausgedrückt: Asymmetrie begünstigt in besonderer Weise Stigmatisierbarkeit.

Wie läßt sich nun die Stigmatisierbarkeit der Ostdeutschen bestimmen? Ganz allgemein läßt sich sagen, daß in jeder Fremdheitsbeziehung, in der die Rollen des Einheimischen und des Fremden eindeutig bestimmt sind, die Vergangenheit des Fremden zumindest latent ein prekäres Element jeder aktuellen Interaktionssituation zwischen den Eingesessenen und den Zugereisten ist. Fremd ist der Fremde nicht nur, weil er grundlegende Selbstverständlichkeiten nicht zu teilen scheint, sondern auch, weil er die Vergangenheit der Gruppe nicht teilt. „Vom Standpunkt der Gruppe aus, welcher er sich nähert, ist er ein Mensch ohne Geschichte“ (Schütz 1972: 60). Zygmunt Bauman hat diesen Gedanken radikalisiert und spricht davon, daß der Fremde charakterisiert ist durch die „unvergeßbare und daher unverzeihbare grundlegende Sünde des späten Eintritts: die Tatsache, daß er die Lebenswelt in einem bestimmten Zeitabschnitt betreten hat. Er gehörte nicht 'ursprünglich', 'von Anfang an', 'seit undenkbaren Zeiten' dazu. Die Erinnerung an das Ereignis seines Kommens macht seine Gegenwart zu einem geschichtlichen Ereignis, nicht zu einem 'natürlichen' Faktum“ (1992: 29). Die Vergangenheit des Fremden ist also in zweifacher Hinsicht ein Potential für Irritationen: Zum einen kann von seiten der Einheimischen dieser Vergangenheit nicht mit der Annahme der Überschaubarkeit und prinzipiellen Aufklärbarkeit begegnet werden, sondern sie ist im Zweifelsfalle eher Anlaß für Phantasien, Verdächtigungen und Gerüchte. Zum anderen kann die 'andere' Vergangenheit dadurch irritieren, daß unklar wird, was in der Gegenwart von dem Fremden erwartet werden kann, da er die Selbstverständlichkeiten der eigenen Vergangenheit nicht bzw. nur in Grenzen teilt. Insoweit die Vergangenheit der 'Neuankömmlinge' ein Potential für Irritationen ist, kann sie auch zur Quelle von Stigmatisierungsvorgängen werden.

Die Strukturbedingungen der Vereinigung haben die Ostdeutschen systematisch zu 'Neuankömmlingen' in der westdeutschen Wirklichkeitsordnung gemacht. In dieser Konstellation konnte die ostdeutsche Vergangenheit bzw. Herkunft zu einem allgemeinen Stigmapotential werden, zumal die politischen Verhältnisse bestimmte biographische Tatsachen der ostdeutschen Vergangenheit öffentlich als moralisches Fehlverhalten und stark diskreditierend definierten (Stasi-Zugehörigkeit bzw. andere Anzeichen allzu großer 'Systemnähe'). Im folgenden Interviewausschnitt ist im Kontext einer Erzählung über die Umstrukturierung

der Universität in der Zeit seit der 'Wende' davon die Rede, daß „Vergangenheit als Belastung zugeschrieben wird“. Damit wird eine wichtige Folge von Stigmatisierung und Stigmatisierbarkeit thematisch: Die eigene Identität gerät unter Druck, und es bedarf einiger kognitiver und sozialer Anstrengungen, Identität unter der ständigen Bedrohung der Exklusion zu stabilisieren.

„Aber primär war's wohl die Vergangenheitsbelastung, die einem zugeschrieben wurde, oder daß einem die Vergangenheit als Belastung zugeschrieben wurde, so rum. Das Verlangen im Grunde, (unverständlich) objektiv oder als Anspruch gesehen, für die anderen, ich hab' das oft genug erlebt, daß das Leute eben, die das miteinander dann diskutiert haben, also die Ostdeutschen, daß sie's als den Versuch der Beseitigung der eigenen Identität empfunden haben. Es wurde nicht die Chance gelassen, daß man mit seiner eigenen Identität dort hinkommt und sagt: 'So bin ich'“ (Sozial- und Kulturwissenschaftler, S4, S. 1).

Die Tatsache, über eine ostdeutsche Vergangenheit zu verfügen, kann in mindestens dreifacher Hinsicht zur Quelle von ausgrenzenden Stigmatisierungsvorgängen werden. Zum einen können aufgrund institutionalisierter Prüfverfahren ('Gauck-Behörde') diskreditierende Tatsachen über eine Person in deren beruflichem oder privatem Umfeld bekannt werden. Zum anderen kann ohne das Ergebnis eines institutionalisierten Prüfverfahrens im privaten oder beruflichen Umfeld der Verdacht geäußert oder das Gerücht in Umlauf gebracht werden, es gäbe diskreditierende Sachverhalte in der Biographie der Person. Zum dritten – und dies ist der beiläufigste und daher wahrscheinlich auch häufigste Stigmatisierungsvorgang – kann die Tatsache einer ostdeutschen Herkunft/Vergangenheit in Interaktions- oder Organisationszusammenhängen zum Zeichen für die Zuschreibung unzureichenden Wissens oder geringerer Kompetenzen werden. In Verbindung mit der etablierten Asymmetrie zwischen 'westdeutschem Experten' und 'ostdeutschem Laien' wird die ostdeutsche Herkunft/Vergangenheit damit zum ubiquitär verfügbaren Potential für aktuelle Stigmatisierungsprozesse bzw. symbolische Exklusionen.

Ein asymmetrisches Beziehungsverhältnis zwischen sozialen Gruppen und eine allgemeine Stigmatisierbarkeit der in der Beziehung subdominanten Gruppe markieren also die grundlegenden Voraussetzungen für die Erfahrung sozialer Fremdheit. Bei der Analyse des Interviewmaterials haben sich zwei Grundformen der Exklusionserfahrung herauskristallisiert: die materiale Exklusion und die symbolische Exklusion.

6.1.2 Formen sozialer Fremdheit: Materiale und symbolische Exklusion

Die Erfahrung sozialer Fremdheit ist die Erfahrung des Exkludierens oder des Exkludiertwerdens, wobei jeder Ausschlußvorgang die Nachrangigkeit der Exkludierten reproduziert. Wem die Außenseiterposition zugewiesen wird, wird die Anerkennung der Gleichwertigkeit vorenthalten.

Im Fall der *materialen Exklusion* ist vorenthaltene Gleichwertigkeit mit fehlender Gleichberechtigung identisch. Dies ist durchaus formal gemeint: Die Exkludierten haben nicht die gleichen Rechte oder verfügen nicht in gleichem Maße über Berechtigungen wie die Inkludierten. So sind beispielsweise die Rechte jedes Ausländers gegenüber denen eines inländischen Staatsbürgers eingeschränkt, auch wenn man mit Blick auf die Menschenrechte Gleichwertigkeit von Inländern und Ausländern postuliert (in diesem Fall begründet der Universalitätsanspruch der Menschenrechte den Kontext der Zugehörigkeit, in dessen Horizont sich Exklusionsprozesse entfalten). Die rechtliche Privilegierung der Inländer gegenüber den Ausländern liegt auf der Ebene der Organisationslogik: Mitglieder haben Rechte, die Nichtmitglieder explizit nicht haben. Materiale Exklusion läßt sich daher als Verweigerung des Zugangs zu Positionen und Rollen in Funktionssystemen, Organisationen und Gruppen verstehen ('material' ist diese Exklusionsform natürlich nur in einem metaphorischen Sinne, nämlich im Vergleich zu den sehr viel weniger 'handfesten' Grenzziehungen der symbolischen Exklusion).

In den Interviews mit den ostdeutschen Wissenschaftlern wird materiale Exklusion auf zwei Ebenen thematisiert: zum einen auf der Ebene der Benachteiligung der Ostdeutschen bei der Vergabe von Stellen in Organisationen der Wissenschaft (Forschungsinstitute, Hochschulen). Zum anderen wird die Benachteiligung der Ostdeutschen auf der Ebene der politischen Beteiligung konstatiert:

Haben Sie denn den Eindruck, daß Ihnen da auch ein Maß von inhaltlicher Ablehnung und Unverständnis entgegenschlägt, was für Sie nicht mehr so ganz nachvollziehbar ist?

„Vielleicht gibt es so ein gewisses Konkurrenzdenken dabei. Die Mittel, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Verfügung stellt, sind ja nicht nur begrenzt, wie sie es vielleicht noch vor einem Jahrzehnt waren, sondern sind jetzt auch im Zuge der deutschen Einheit wesentlich eingeschränkt. Man muß also sehr kritisch darauf achten. Aber ich denke doch, daß ein großer Mangel darin besteht, daß ostdeutsche Wissenschaftler nicht in solchen Gremien tätig sind oder nur in sehr geringer Anzahl, die da wissenschaftsleitend auch zu befinden haben über die Verteilung der Mittel. Sie müßten an sich auch als

Gutachter tätig sein, auch einfach mehr Mitspracherecht haben im Rahmen der Wissenschaftsbürokratie“ (Naturwissenschaftler, R3, S. 41).

Hier wird ein weiterer Aspekt der Konstruktion materialer Exklusion sichtbar: Als Folge des nicht gleichberechtigten Zugangs zu Positionen/Rollen wird eine Benachteiligung in der Zuweisung von Ressourcen konstatiert. Wenn aber der Zugang zu Ressourcen (im Zweifel also: zu Finanzmitteln) beeinträchtigt ist, resultiert daraus ein systematischer Konkurrenznachteil, der zur Legitimation des erschwerten Zugangs zu Positionen/Rollen benutzt werden kann.

Sehr deutlich wird in dieser Deutungsfigur die Wahrnehmung der dominanten Gruppe im asymmetrischen Beziehungsverhältnis: Die ostdeutschen Wissenschaftler stellen offensichtlich eine Konkurrenz für die westdeutschen dar, weil diese bei „wesentlich eingeschränkten Mitteln“ ein „Konkurrenzdenken“ entwickeln und, so die Motivzuschreibung, Besitzstandswahrung betreiben. Diese Situationsbeschreibung wird sinnhaft mit der Feststellung eines „Mangels“ verknüpft, der in der unzureichenden Vertretung der Ostdeutschen in „wissenschaftsleitenden Gremien“ und fehlenden „Mitspracherechten im Rahmen der Wissenschaftsbürokratie“ besteht. Sowohl in der Selbstidentifizierung als „Konkurrenz“ wie auch in der Bewertung der geschilderten Konstellation als „Mangel“ wird die These einer ungerechtfertigten Asymmetrie mitkommuniziert. Letztlich ist es wohl dieses Bestreiten der Legitimität hierarchischer Verhältnisse, die die Erfahrung von Über- und Unterordnung, von Macht und Ohnmacht in eine Erfahrung sozialer Fremdheit verwandelt.

Als Erfahrung *symbolischer Exklusion* sollen alle Erfahrungen grenzziehenden Verhaltens gegenüber der eigenen Person oder der eigenen Gruppe verstanden werden, soweit es nicht um die Beeinträchtigung der Teilnahme und die Behinderung des Zugangs zu Positionen/Rollen geht. Im Mittelpunkt steht also jeweils der Sachverhalt, daß durch ein bestimmtes Verhalten symbolische Grenzen zwischen einem Wir und einem Ihr sozial sichtbar werden. Systematisch ist wichtig, daß die Erfahrung symbolischer Exklusion nicht notwendig mit der Erfahrung materialer Exklusion verbunden ist. So könnte ein ostdeutscher Wissenschaftler beispielsweise die Erfahrung machen, zwar mit Blick auf die Organisationsstrukturen von Wissenschaft angemessen beteiligt zu sein und keine Behinderung zu erkennen, aber trotzdem durch das Verhalten der westdeutschen Kollegen zu spüren, daß er nicht als einer von ihnen akzeptiert wird.

Symbolische Exklusionen haben häufig die Form der *Stigmatisierung*, sind also als Zuschreibung von Verhaltensweisen, Denkmustern oder Eigenschaften zu verstehen, welche die Person in einer bestimmten Hinsicht (im Extremfall auch vollständig) aus dem moralischen Universum der Gruppe – Max Weber spricht vom „Gemeinsamkeitsbewußtsein der Gleichgearteten“ (1985: 236) – ausschlies-

sen, ohne sie auf der materialen Ebene zu exkludieren. Symbolische Exklusionen können daher als Folgen der Enttäuschung von Gemeinsamkeitserwartungen verstanden werden. Im Unterschied zur nachfolgend zu diskutierenden Form der kulturellen Fremdheit wird der abweichenden Person oder Gruppe aber keine andere Wirklichkeitsordnung unterstellt. Im Gegenteil: Ein Verhalten wird erst dann zur sozialen Abweichung, wenn dem anderen unterstellt werden kann, er wisse um die normative Struktur einer Situation. Damit aber benötigt symbolische Exklusion stets die Gewißheit einer geteilten normativen Ordnung bzw. eines gemeinsamen Wissenshorizontes. Auch in dieser Hinsicht zeigt sich also die typische Struktur sozialer Fremdheit: Exklusion setzt voraus, daß ein inkludierender, gemeinsamer Horizont der Zugehörigkeit unterstellt werden kann.

Der Vorgang der Stigmatisierung gründet auf den strukturellen Voraussetzungen der Asymmetrie und der Stigmatisierbarkeit. Das heißt, Stigmatisierungen können routinisiert, also reflexionslos und ohne taktisches oder strategisches Kalkül vollzogen werden. Der Zuschreibende bezieht sich auf ein selbstverständliches, sozial geteiltes Wissen über den niedrigen Status einer Person oder Gruppe und unterstellt 'automatisch' diskreditierende Eigenschaften und Verhaltensweisen. Da die Vergangenheit der 'Neuankömmlinge' eine wesentliche Quelle der Stigmatisierbarkeit ist, also stets von neuem zum Anlaß für Vermutungen und Verdächtigungen – mithin für grenzziehendes Verhalten – werden kann, werden die Stigmatisierbaren dazu neigen, ihren Ausdruck zu kontrollieren. Die Ausdruckskontrolle hat das Ziel, die Äußerung solcher Zeichen zu vermeiden, die als Hinweise auf die eigene Stigmatisierbarkeit gelesen werden können. Als Umgangsform mit dem Risiko, jederzeit in eine Situation des Rechtfertigungsdrucks geraten zu können, werden Strategien des 'Stigmamanagements' entwickelt, das heißt, die Stigmatisierbaren suchen nach Möglichkeiten, Situationen der Rechtfertigung aus dem Wege zu gehen und sich als 'normal', 'geheilt' oder 'geläutert' darzustellen. Ein sehr anschauliches Beispiel liefert das folgende Zitat:

„Es ist wirklich, es grenzt an Plagiat, was wir zum Teil machen. Ich meine mit 'wir' jetzt die Ostdeutschen, weil vieles natürlich in solchen Denkmustern abläuft und wir den Marx nur nicht mehr zitieren. Ich könnte Ihnen meine Texte durchgehen und Fußnoten anbringen, wo ich mit Leichtigkeit fast noch die Seite weiß. Was ich nicht tue, um nicht ausgegrenzt zu werden. Das ist eigentlich was sehr Übles. [...] Wenn ich das aber versuchen würde, in, noch dazu, ich mein', inzwischen ist meine Position stärker, sie ist nicht stark, aber stärker also vor vier Jahren. Aber selbst jetzt würde ich noch behaupten, daß mich das gefährden würde. Andere Kollegen, durchaus, westdeutsche Kollegen tun das. Aber sie haben 'ne viel stärkere Position. Denen kann man daraus nicht unbedingt den Zugang – ich bin ja nicht irgendwo fest angebunden, also

das, was heute Karriere heißt, ist ja für mich völlig offen, dieses Problem haben die Leute nicht mehr und ich glaube von daher, die sich dann überhaupt trauen, mit solchen Gedanken verbunden fühlen, drücken das dann auch aus“ (Sozial- und Kulturwissenschaftler, R3, S. 2).

In diesem Fall heißt Stigmamanagement also, den Marx-Bezug eigenen Denkens in seinen Texten nicht sichtbar werden zu lassen. In aller Schärfe stigmatisierend wirkt der Marx-Bezug – ich paraphasiere die Aussage des Interviews – aber nur bei den ostdeutschen Wissenschaftlern, nicht bei den westdeutschen („die haben eine viel stärkere Position“). Das heißt, die ostdeutschen Wissenschaftler sind demnach in einer schwächeren Position, in der der Marx-Bezug als gravierender persönlicher Fehler angerechnet und zur Stigmatisierung benutzt werden kann. Da die Stigmatisierbarkeit der Ostdeutschen wesentlich in der Tatsache gründet, daß „Vergangenheit als Belastung zugeschrieben“ werden kann, wird bei den ostdeutschen Wissenschaftlern der Marx-Bezug zum Zeichen einer besonderen Verhaftung mit der ‘anderen’ Vergangenheit. Um Karrierechancen offenzuhalten, um also materialer Exklusion aus dem Wege zu gehen, müssen symbolische Exklusionen im Sinne identitätsfestlegender Statuszuschreibungen vermieden werden.

Stigmamanagement und Ausdruckskontrolle schaffen aber weder die grundlegende Stigmatisierbarkeit aus der Welt, noch können auf diese Weise symbolische Exklusionen vermieden werden. Neben der Stigmatisierung, die mit der Zuschreibung einer bestimmten Herkunft und Vergangenheit der Person einen prekären Status zuweist, lassen sich noch andere Formen symbolischer Exklusion unterscheiden. Insbesondere sind hier Demütigung und Kränkung als Formen der Herabsetzung zu nennen. Deutlicher als bei der Stigmatisierung geht es hier um eine Verletzung der Person. Dabei wird die Entwertung der Person allerdings häufig durch die Zuschreibung eines Stigma-Status gerahmt. Symbolische Exklusionen dieser Art sind zudem stärker an eine Situation gebunden, wogegen die Stigmatisierbarkeit als struktureller Sachverhalt außersituativ verankert ist. Stigmatisierungen unterscheiden sich daher von Demütigung und Kränkung auch durch den Grad der Erwartbarkeit: Letztere sind in der Regel unerwartet und überraschend, Stigmatisierungen können dagegen in Kontexten der Stigmatisierbarkeit erwartet werden.

6.1.3 Das Konstruktionsmuster sozialer Fremdheit

Ich habe oben soziale Fremdheit als zugehörige Nichtzugehörigkeit gekennzeichnet und auf diese Weise deutlich gemacht, daß in der Erfahrung sozialer

Fremdheit die Anerkennung von Zugehörigkeit mit einer Praxis der Exklusion verknüpft ist. Die Gleichzeitigkeit von Inklusion und Exklusion, die – so meine These – als strukturelle Bedingung jede Konstruktion von sozialer Fremdheit bestimmt, ist nicht als logischer Widerspruch zu verstehen, sondern wird durch die Verbindung unterschiedlicher Ebenen oder Kontexte möglich.

Insgesamt lassen sich vor dem Hintergrund dieser These vier Strukturelemente eines Konstruktionsmusters sozialer Fremdheit unterscheiden. Dies bedeutet nicht, daß alle Elemente explizit in jeder Konstruktion auftauchen. Wahrscheinlicher ist, daß eines oder mehrere dieser Elemente im Kontext der Konstruktion ihren Ort haben, also nicht verbalisiert werden und latent bleiben. Zur Illustration stelle ich ein Zitat voran, in dem alle vier Elemente sichtbar werden. Thematisiert wird in diesem Beispiel die Wahrnehmung materialer Exklusion.

„Ich muß immer wieder auf das Problem der Stellenbesetzung da in diesem Institut zurückkommen. Ich meine, das ist ja nun doch eigentlich ein typisches Muster. Das kann mir auch keiner wegdiskutieren – wir ein Deutschland und spielt doch keine Rolle, woher jemand kommt, wenn man so ein Institut jetzt mit acht Westprofessoren gründet und die Gefahr besteht zumindest, daß auch noch die anderen Stellen mit Westdeutschen besetzt werden. Also da kann mir keiner sagen, die Trennung der beiden ehemaligen deutschen Staaten ist vorbei und es gibt keine Phänomene mehr“ (Naturwissenschaftler, S4, S. 40).

1. Der Ausgangspunkt der Konstruktion ist ein impliziter oder expliziter Bezug auf die *Einheit der Differenz* oder – wie oben bezeichnet – auf den Kontext der Zugehörigkeit. Im Zitat wird explizit auf diese Einheit Bezug genommen („wir ein Deutschland“). Als inkludierender Horizont gemeinsamer Zugehörigkeit fungiert hier also die staatliche bzw. nationale Einheit. Dies ist regelmäßig dann der Fall, wenn mit der Ost-West-Unterscheidung operiert wird, und gilt daher nicht nur für die Kommunikationen ostdeutscher Wissenschaftler. Vermutlich bleibt gerade der Kontext der Zugehörigkeit in der Regel unthematisiert, er gehört tendenziell zu den unreflektierten Voraussetzungen, deren selbstverständliche Gültigkeit die Benennung und Bewertung von Unterschieden erst möglich macht.

2. Das zweite Konstruktionselement ist die *asymmetrische Differenz in der Einheit*. Während die Einheit der Differenz gewissermaßen den nicht thematisierten Horizont der Konstruktion sozialer Fremdheit bildet, steht die asymmetrische Differenz bzw. Asymmetrie im Vordergrund oder Mittelpunkt der Konstruktion. Im Textbeispiel wird die Ost-West-Unterscheidung als Kontext der Nichtzugehörigkeit unter anderem durch die Rede von „Westprofessoren“ und „Westdeutschen“ markiert, ebenso wie durch die Aussage „mir kann keiner sagen, die Trennung der beiden ehemaligen deutschen Staaten ist vorbei“. Vor

dem Horizont der Gemeinsamkeit wird ein soziales Gefälle thematisch, das grenzziehende Qualität erhält, also die Gemeinsamkeit des Hintergrundes in ein Wir und Ihr des Vordergrundes differenziert. Die Unterscheidung zwischen oben und unten funktioniert daher auch wie die Unterscheidung zwischen innen und außen. Die Asymmetrie wird durch Statusunterschiede, Stigmatisierungsvorgänge und verschiedene Formen der Herabsetzung beschrieben.

3. Die Verknüpfung der Symmetrie des Horizonts mit der Asymmetrie einer aktuellen Unterscheidung führt zu einer *Enttäuschung der Gleichheitserwartung*. Im Horizont der Gemeinsamkeit bzw. Einheit repräsentierenden Kategorie (im Beispiel: Nation, Staat) ist die Erwartung der Gleichheit bzw. Gleichwertigkeit der dem Wir Zugehörigen eingelagert. Diese Erwartung wird durch die Vorgänge asymmetrischer Differenzierung enttäuscht und als Verweigerung der Anerkennung der Gleichwertigkeit kommuniziert. Im Zitat wird die Enttäuschung der Gleichheitserwartung ausgedrückt durch die Formulierung: „Das kann mir keiner wegdiskutieren – wir ein Deutschland und spielt doch keine Rolle, woher jemand kommt.“ In der Erfahrung macht die Herkunft eben doch einen Unterschied, obwohl die Einheit der staatlich-nationalen Zugehörigkeit eine asymmetrische Differenzierung in Ost- und Westdeutsche eben nicht legitimiert.

4. Vollständig wird das Muster der Konstruktion sozialer Fremdheit erst durch die *Nichtakzeptanz der Nichtakzeptanz*. Erst die Aufrechterhaltung des Anspruchs auf Akzeptanz und Anerkennung der Gleichwertigkeit macht aus der Konstruktion eines Statusunterschiedes die Konstruktion sozialer Fremdheit. Erst indem die Legitimität der Asymmetrie bestritten wird, funktioniert die Oben/Unten-Differenz auch als Innen/Außen-Unterscheidung. Formulierungen wie: „da kann mir keiner sagen“ sind als Ausdruck jener Nichtakzeptanz zu verstehen, signalisieren sie doch die Zurückweisung eines Normalitätsanspruchs, der sich mit der gegenwärtigen diskriminierenden Praxis verbindet: Es ist keineswegs in Ordnung, daß die Dinge sind, wie sie sind.

6.2 *Grade der Unvertrautheit: Zur Konstruktion kultureller Fremdheit*

Der Erfahrungsmodus von kultureller Fremdheit ist *Unvertrautheit*.²⁴ Immer dann, wenn wir die Erfahrung mangelnder Vertrautheit machen, befinden wir uns

²⁴ Mithin stellt diese Dimension der Fremdheitserfahrung auf fehlendes oder unzureichendes Wissen ab. Dementsprechend wird hier ein stark wissenssoziologisch orientierter Kulturbegriff zugrundegelegt. Ich erinnere an Neidhardts bereits oben zitierte Definition von 'Kultur' als „das System kollektiver Sinnkonstruktionen, mit

im Grenzbereich der eigenen Wirklichkeitsordnung. Dort, wo das jeweils verfügbare Wissen und Können zur Bewältigung einer Situation nicht ausreichen, werden die Grenzen dieser Wirklichkeitsordnung besonders deutlich erfahrbar. Allerdings ist nicht jede Unvertrautheit bedrohlich für die eigene Sicht auf die Welt. Im Gegenteil: Es gibt eine *alltägliche Fremdheit* (Waldenfels 1995), die im Horizont der eigenen Wirklichkeitsordnung bleibt, weil sie die grundlegenden Gewißheiten nicht in Frage stellt, sondern ihre Gültigkeit vielmehr bestätigt. Diese vertraute Fremdheit begegnet uns in der alltäglichen Fremdheit des Mitmenschen, der in eben seiner Alltäglichkeit und Normalität ein Bestandteil unserer eigenen lebensweltlichen Ordnung ist. Die Tatsache, daß uns Straßenpassanten in aller Regel personal unvertraut sind, können wir mit routinierter Indifferenz akzeptieren, gerade weil ihr Fremdbleiben zum Zeichen einer funktionierenden Ordnung des Alltags wird, in der die Dinge und sozialen Verhältnisse ihren angestammten Platz behaupten.²⁵ Dem alltäglich Fremden begegnen wir mit der Grundannahme, daß er oder es Bestandteil der Ordnung jener Wirklichkeit ist, die wir als die gegebene erfahren. Da das Fremde hier der eigenen Ordnung zugerechnet wird, erscheint jede Unvertrautheit prinzipiell überwindbar oder aufhebbar. In dieser Zurechnung zur eigenen Ordnung erscheint das alltäglich Fremde als ein potentiell Eigenes, als etwas, das ich mir vertraut machen könnte, wenn ich nur wollte: Die Fremdheit des Anderen würde verschwinden, wenn ich ihn kennenlernte; und wenn ich mich nur hinreichend intensiv mit einer fremden Angelegenheit beschäftigte, könnte ich sie mir vertraut machen. Insofern läßt sich also sagen, daß durch Lernen Unvertrautheit in Vertrautheit verwandelt wird.

Andererseits läßt sich keineswegs jede Unvertrautheit durch Lernen zum verschwinden bringen. Mitunter führt das Kennenlernen des Anderen gerade zu einer tieferen Erfahrung der Fremdheit. Tiefer kann diese Erfahrung durch die Erkenntnis sein, daß für den oder die Anderen die Wirklichkeit eine in wichtigen

denen Menschen die Wirklichkeit definieren“. Da Fremdheit hier als Exklusionsverhältnis bestimmt ist, verweist die Rede von kultureller Fremdheit in allen Zusammenhängen auf Wissens Elemente und Sinnstrukturen, die außerhalb liegen und dem jeweils Eigenen nicht verfügbar sind.

²⁵ Die erwartete Fremdheit anderer Personen in der Alltagswelt könnte in der Logik der hier entwickelten Begrifflichkeit als *latente Fremdheit* gekennzeichnet werden, deren Verdecktbleiben routinemäßig erwartet wird. Diese latente Fremdheit ist jedem Anderen als Potential zu eigen, der Andere somit ein latent Fremder. Eine Irritation der Latenzerwartungen würde dieses Potential aktivieren und die Fremdheit des Anderen offenlegen. Pragmatische Relevanz entsteht dann beispielsweise, wenn Konventionen der Latenzsicherung verletzt werden.

Hinsichten andere Ordnung besitzt als für mich selbst. In diesem Fall führt Lernen zu einer Erfahrung der Grenze jeder Aneignung und der Widerständigkeit des Fremden, das als Fremdes (und eben nicht potentiell Eigenes) seinen Ort in der Lebenswelt erhält.

Diese beiden Kategorien der Unvertrautheit, bei der das Fremde einmal als Element der eigenen Ordnung²⁶ und zum anderen als Repräsentant und Bestandteil einer anderen Ordnung erscheint, möchte ich im folgenden als Endpunkte eines Kontinuums von Fremdheitserfahrungen verstehen. Innerhalb dieses Kontinuums unterscheide ich drei Grade oder Typen der Unvertrautheit, die ich als 'einfach', 'ambivalent' und 'reflexiv' kennzeichnen möchte. Auf der Grundlage dieses Konzepts ist zu erwarten, daß bei jeder Konstruktion kultureller Fremdheit Aneignungsprozesse thematisiert werden – sei es, daß es um den erfolgreichen Verlauf solcher Prozesse geht, sei es, daß die Schwierigkeiten oder das Scheitern bei Aneignungsversuchen im Mittelpunkt stehen.

Einfache Unvertrautheit

Die Konstruktion einfacher Unvertrautheit ist häufig auf vergangene Fremdheit bezogen. Das heißt, es wird aus der Perspektive eines gelungenen Aneignungsprozesses auf einen früheren Status von Unbekanntheit oder Neuheit, also auf den Status des ehemals kognitiv 'außerhalb' des eigenen Wissensbestandes Gelegenen verwiesen.

„Na, schauen Sie, es ging los mit dem gesamten Versicherungssystem, ein banales Beispiel, was mir gerade einfällt. Krankenversicherung, Rentenversicherung, Arbeitslosenversicherung, gab es alles vorher nicht in dem Sinne. Dann, Sie müssen sich selbständig darum kümmern, was mit ihrem Auto wird, im Prinzip überall mußte man erstmal dazulernen, wie das alles funktioniert, diese Selbstregulationsmechanismen, die ja vorher nicht existiert haben. Wenn man so will, ist das fremd, aber ich würde es nicht als fremd bezeichnen, ich würde sagen, das ist einfach eine neue Situation, auf die man sich einzustellen hatte“ (Naturwissenschaftler, S4, S. 51).

²⁶ Auch mit dem erwartet oder latent Fremden verbindet mich eine Exklusionsbeziehung: Die eigene Ordnung ist hier als Kontext der Zugehörigkeit zu verstehen, in dessen Rahmen sich lebensweltliche Binnendifferenzierungen entfalten, Zonen größerer oder geringerer Vertrautheit. Mit Bezug auf Zonen größerer Vertrautheit (etwa die des Berufs oder meiner Familie) können andere Personen oder Sachverhalte dem Außen zugerechnet werden, obwohl sie in ihrer relativen Unvertrautheit zweifellos ihren Platz in meiner Wirklichkeitsordnung haben.

Eine „neue Situation“, in der man Wissen über die Organisation der sozialen Wirklichkeit („wie das alles funktioniert“) erwerben mußte, wird hier geschildert. Der Wissenschaftler spricht davon, daß „man überall erstmal dazulernen mußte“, was im Kontext der Erzählung impliziert, daß man auch dazulernen konnte und dies auch getan hat. Mit anderen Worten: ein Lernprozeß ist abgeschlossen, das früher Unvertraute wird nunmehr beherrscht; man kann darüber als das zu eigen Gemachte verfügen. Eben diese Verfügbarkeit und Abschließbarkeit ist das zentrale Strukturmerkmal einfacher Unvertrautheit. Die analytische Kennzeichnung dieser Form der Unvertrautheit als ‘einfach’ bedeutet aber keineswegs, daß das Lernen selbst eine einfache Prozedur sein muß. So betont ein anderer Wissenschaftler die besondere Leistung, die mit der „Bewältigung“ der „Nachholgeschichten“, wie er sagt, verbunden ist.

„Ich glaube, das kann gar keiner nachvollziehen, der da nicht sozusagen durchmußte. Das ist jetzt nichts sozusagen gegen die anderen, das wünsch’ ich nicht mal einem, aber das ist ‘ne Umstellung, also wirklich im Sinne von leisten müssen, das ist schon immens. Und manchmal frag’ ich mich auch, also wie das auch funktionieren konnte“ (Sozial- und Kulturwissenschaftler, V9, S. 9).

Auch hier ist die retrospektive Struktur der Konstruktion deutlich: Die Tatsache, daß die „Umstellung funktioniert“ hat, weist auf die Abgeschlossenheit der Aneignungsvorgänge hin. Insofern handelt es sich – trotz der „immensen Leistung“ – um einen Fall einfacher Unvertrautheit.

Einfache Unvertrautheit wird aber nicht notwendig nur in der Retrospektive konstruiert, sondern kann auch als Erwartung der Abschließbarkeit einen Gegenwarts- oder Zukunftsbezug haben. Das heißt, wenn die Überzeugung wirksam ist, man könne sich bei Bedarf in fremden Bereichen der Alltagswelt handlungsfähig machen, wird für diese Bereiche einfache Unvertrautheit erwartet. Die Erwartung der Abschließbarkeit bedeutet also nicht, man könnte ein „vollständiges“ Wissen gewinnen, sondern heißt, daß man ein hinreichendes Wissen für alle pragmatischen Zwecke erwerben kann. Insofern ist das einfach Unvertraute ein potentiell Eigenes, begegnet man ihm doch mit einer Art Aneignungskonjunktiv: ‘Ich könnte Unvertrautheit in Vertrautheit verwandeln, wenn ich wollte.’

Der Konstruktion einfacher Unvertrautheit ist die Möglichkeit zur Gewißheit immanent. Im Horizont einer solchen Konstruktion liegt auch die Erwartung eines selbstverständlichen und zweifellosen Zugriffs auf den Gegenstand der Aneignung. Der Zustand reflexionsloser Verfügungsmöglichkeit setzt wiederum weitreichende Routinisierungsprozesse voraus. Daher läßt sich sagen, daß der Aneignungsprozeß in diesem Szenario eine besondere Qualität besitzen kann, indem vormals Unvertrautes (also: Zweifelhafes) zur Gewißheit verdichtet wird. Im

Fälle einfacher Unvertrautheit kann sich Aneignung mithin in *Internalisierung* verwandeln (oder besser: bis zur Internalisierung fortschreiten).

Ambivalente Unvertrautheit

Auf dem gedachten Kontinuum zwischen einfacher und reflexiver Unvertrautheit, also dem, was durch Internalisierung zu eigen gemacht werden kann, und dem, was einer Aneignung widersteht und auf Dauer fremd bleibt, läßt sich ein breites Übergangsfeld denken, in dem sich Elemente einfacher und reflexiver Unvertrautheit in unterschiedlichen Anteilen mischen. Die Unvertrautheit ist hier insofern 'ambivalent', als die empirisch vorhandenen Grenzen der Überschaubarkeit und Aneignung durch die Annahme der prinzipiellen Überwindbarkeit der Grenze relativiert werden. Die Widerständigkeit des Fremden ist zwar anzuerkennen, erscheint aber als Produkt der Aneignungsbedingungen und nicht einer anderen Ordnung. Der Fall (eigentlich: das Feld) ambivalenter Unvertrautheit wird mithin von der impliziten Annahme begleitet, daß der Gegenstand der Fremdheit der eigenen Ordnung zuzurechnen sei und unter anderen Bedingungen als den gegebenen vollständig angeeignet werden könne. Im folgenden Textauszug ist die Unvertrautheit zwischen Ost- und Westdeutschen der Gegenstand der Fremdheit.

„Es gibt ernsthafte Barrieren des Verstehens, es ist auch schwierig, aber ich glaube, nicht unmöglich. Ich glaube, wenn man aufeinander zugeht und zumindest versucht, sich mit den Denkmodellen oder Gedanken des anderen vertraut zu machen, und vielleicht auch zu verstehen, ich glaube, dann kann diese Fremdheit oder diese Art Unwägbarkeit überwunden werden“ (Sozial- und Kulturwissenschaftler, V9, S. 33).

Die Annahme der Überwindbarkeit bezieht sich auf die verstehende Aneignung kognitiver Strukturen. Ausgangspunkt dieser Annahme ist allerdings die Erfahrung einer Grenze („ernsthafte Barrieren des Verstehens“), die die Widerständigkeit des Fremden markiert. Würde diese Widerständigkeit ohne Einschränkungen einer anderen Wirklichkeitsordnung zugerechnet, läge eine reine Konstruktion reflexiver Fremdheit vor. So aber werden Bedingungen der Grenzüberwindung genannt („aufeinander zugehen“, „mit Denkmodellen vertraut machen“, „verstehen“), die eine lernende Vereinnahmung des Fremden prinzipiell möglich machen. Damit aber wird das Fremde letztlich doch als potentiell Eigenes verstanden; seine prinzipielle Verstehbarkeit weist es dem Horizont der eigenen Wirklichkeitsordnung zu.

Im Feld ambivalenter Unvertrautheiten werden also – dies ist das wesentliche Konstruktionsprinzip – die Beherrschbarkeitserwartungen einfacher Unvertrautheiten mit den Widerständigkeitserfahrungen reflexiver Unvertrautheit verbunden. Diese Verbindung kommt in der Regel durch die Verknüpfung unterschiedlicher Kontexte zustande. Dabei kann es sich um unterschiedliche zeitliche Kontexte handeln; indem etwa einer gegenwärtigen Widerständigkeit eine zukünftige Beherrschbarkeit zur Seite gestellt wird (wie im vorangegangenen Zitat).

Eine besonders interessante Variante des grundlegenden Konstruktionsprinzip zeigt sich bei jenen Fällen, in denen sich die Fremdheitserfahrung am Vertrauten festmacht, wenn also die Erfahrung der Vertrautheit mit der Erfahrung widerständiger Unvertrautheit verknüpft wird. Systematisch ist dieser Typus dadurch bestimmt, daß Vertrautes in unvertraute Kontexte gestellt wird, sich also in einem anderen Sinnzusammenhang verändert, verfremdet. Der folgende Interviewausschnitt illustriert, wie die Bedingungen der deutschen Vereinigung einen Erfahrungsrahmen für ambivalente Unvertrautheit geschaffen haben:

Haben Sie denn umgekehrt auch den Eindruck, daß Sie Fremde sind für die Westdeutschen?

„Ja. Selbstverständlich. Das macht sich ja schon im wissenschaftlichen Gespräch fest, wenn *ich* von Begriffen rede, die *sie* anders definieren. Daß wir uns erstmal verständigen müssen, zwar eine Sprache sprechen, aber sie unterschiedlich gebrauchen, mit Inhalten füllen.“

Und Sie denken, diese Sachen sind nicht einfach auszuräumen, indem man dies Gespräch führt und sich darüber verständigt, was gemeint ist, und dann eine gemeinsame Basis hat?

„Nein. Erstens wird von den Westdeutschen ja immer erwartet, daß ich nun *weiß*, wie der Begriff wirklich zu definieren ist. Es ist ja nicht ein Aufeinander-Zugehen, und jetzt versuchen wir uns mal zu treffen dabei. Sondern mir wird erklärt, das verstehen wir nicht darunter. Und da wird der Anspruch sichtbar, daß ich jetzt den Begriff in ihrer Weise zu definieren habe, damit wir uns in Zukunft verstehen. Und das kann man *mal*, wenn es einem sehr logisch erscheint, auch annehmen, also ich bin da nicht blockiert. Aber das geht nicht *immer* – ja? Und dann kann ich das zwar rein theoretisch leisten, das mache ich natürlich auch, aber ich merke dann zumindestens, weil Sie ja auch mein Gefühl angesprochen haben, daß das nicht ganz stimmig ist mit mir. Und damit ich in der Theorie und in meinem Metier mich behaupten kann, muß ich das leisten jetzt, es geht nicht anders. Also schon alleine bei den Antragskonzepten, was denken Sie, wie oft ich von dem Berliner Senat belehrt worden bin, das sagt man bei uns nicht. ‘Jugendstrukturen? – Typisch Ossi, lassen Sie

mal raus, sonst fällt das gleich auf.' Ja wieso, wenn es eine Jugendstruktur für mich ist. Ich habe es rausgestrichen, weil ich wollte von denen natürlich Geld haben. Bestimmte Begriffe habe ich mir gänzlich abgewöhnt zu sagen, ja? Aber ich halte die nach wie vor nicht für falsch, deshalb, weil ich sie nun nicht mehr gebrauche. Deshalb ist das nicht eine Sache der Annäherung, die dabei stattfindet (Kultur- und Sozialwissenschaftlerin, S4, S. 3f.).

In zweifacher Hinsicht enthält der Text Beispiele für das Fremdwerden des Vertrauten. Zum einen werden vertraute Begriffe in einem anderen (westdeutschen) Kontext mit anderer Bedeutung versehen²⁷ („wenn ich von Begriffen rede, die sie anders definieren“), zum anderen werden vertraute Begriffe im anderen Kontext bedeutungslos, ihre Verwendung sogar negativ sanktioniert („das sagt man bei uns nicht, lassen Sie das mal raus, sonst fällt das gleich auf“). Zwar lernt diese Wissenschaftlerin hinsichtlich der zweiten Variante, die 'richtigen' Worte zu verwenden, und löst damit die einfache Unvertrautheit hinsichtlich neuer, bislang unbekannter Sprachverwendungen auf. Gleichzeitig macht sie die Erfahrung, daß vertraute Begriffe in westdeutschen Kontexten der Verwaltung und Wissenschaft ihren angestammten Sinn verlieren. Die vertrauten Begriffe werden gewissermaßen an der Oberfläche falsch, bleiben subkutan aber wahr. Auch wenn einfache Unvertrautheiten aufgelöst werden, bleibt die wertbezogene Unvertrautheit des Neuen und die durch Entwertung hervorgerufene Befremdlichkeit des Vertrauten bestehen. In diesem Spannungsfeld wird Fremdheit einerseits reflexiv, also auf Dauer gestellt, andererseits kann die Grenze zum Fremden in pragmatischer Perspektive und mit instrumentellen Absichten durchaus überschritten werden: Dieses Fremde kann man sich zwar nicht einverleiben, aber man muß auch nicht daran scheitern.

In der Erfahrung ambivalenter Unvertrautheit – als spezifische Mischung aus Aneignung und Fremdbleiben – erweist sich mithin das Fremde noch als Fremdes handhabbar. Es kann zwar nicht bis zur Selbstvergessenheit internalisiert werden (wie im Fall der einfachen Unvertrautheit), aber es kann – auch dies illustriert der Interviewauszug anschaulich – im Rahmen instrumenteller Ziele angeeignet werden. Begriffe oder Schlüsselwörter können ebenso gelernt werden wie die Situationen ihrer angemessenen Verwendung – und trotzdem bleibt die

²⁷ Colin Good unterscheidet in diesem Zusammenhang systematisch zwischen zu DDR-Zeiten negativ besetzten Begriffen, die für die diskreditierende Beschreibung von Westverhältnissen reserviert waren (z. B. 'Profit', 'Konkurrenz', 'Manager') und Begriffen, die in der öffentlichen Sprache zur positiven Kennzeichnung der DDR-Verhältnisse benutzt und dadurch nach der Wende zum Zeichen alter Machtverhältnisse wurden (z. B. 'Solidarität', 'Funktionär', 'Fortschritt'; 1993: 254ff.).

'Falschheit' der Worte so bewußt wie die Fremdheit der Sinnzusammenhänge, auf die die angeeigneten Worte verweisen. Fremd sind und bleiben also die Kontexte, die Sinnzusammenhänge, die dem westdeutschen Sprecher als selbstverständliche Bezugspunkte dienen.²⁸ Instrumentelle Aneignung bei gleichzeitiger reflexiver Distanz charakterisiert daher ganz wesentlich den Erfahrungstypus ambivalenter Unvertrautheit.

Reflexive Unvertrautheit

Damit nähere ich mich dem anderen Ende des gedachten Kontinuums. Die Erfahrung reflexiver Unvertrautheit ist vor allem die Erfahrung einer dauerhaften, einer unüberwindbaren Grenze, nämlich einer Grenze des Überschauen-Könnens, des Verstehen-Könnens und der Möglichkeiten, das Fremde zu internalisieren oder anzueignen. Mit anderen Worten: Die Erfahrung reflexiver Unvertrautheit ist die Erfahrung einer anderen, fremdbleibenden Wirklichkeitsordnung. Genauer gesagt kann nicht die fremde Ordnung selbst erfahren werden, denn sie bleibt 'dunkel' oder 'unsichtbar'. Wahrnehmbar sind vielmehr Objektivationen, die als Zeichen und Symbole einer unverstandenen Ordnung fungieren. Beispielsweise können Töne und Lautfolgen Objektivationen sein, in denen ein Hörer die Zeichen einer fremden Sprache erkennt. Er schreibt mithin eine Ordnung zu, über deren 'Wie' er nichts sagen kann.

Auch im Fall reflexiver Unvertrautheit gibt es Aneignungsprozesse durch Lernen, indem man mit den Hervorbringungen bzw. Zeichen jener Ordnung vertraut wird. Da dieses Lernen aber keine Handlungsfähigkeit in der fremden Ordnung zur Folge hat, fehlt die Qualität der Abgeschlossenheit und Überschaubarkeit. Mit dem Bewußtsein mangelnder Überschaubarkeit ist die Möglichkeit zur Gewißheit stark eingeschränkt oder fehlt vollständig. Als Folge dieses Bewußtseins kann sich Fremdes als Fremdes in der Lebenswelt etablieren, als eine Form der Unvertrautheit, die sich selbst auf Dauer stellt. Reflexiv nenne ich diese

²⁸ In seiner Analyse von 'Wende-Parolen' und 'Wende-Programmen' zeigt Horst-Dieter Schlosser (1993), daß die in der Bundesrepublik als schlichte Einheitsparolen verstandenen Formeln der DDR-Demonstrationen ('Wir sind ein Volk') vor dem Hintergrund der programmatischen Texte der verschiedenen Bürgerbewegungen auch anders zu lesen sind. Was im Osten als Wunsch nach einem neuen politischen Miteinander im Rahmen der Reformierung der DDR gemeint war, wurde im Westen auf die eigene politische Tradition der Forderung nach staatlicher Wiedervereinigung bezogen. Die sozialisatorisch verankerten unterschiedlichen Sinnhorizonte sind nach wie vor die wesentliche Quelle ambivalenter Unvertrautheit.

Unvertrautheit, weil Erfahrung und Erwartung der Unvertrautheit zirkulär aufeinander verweisen bzw. sich wechselseitig hervorbringen. Während einfachen Unvertrautheiten mit der Annahme ihrer prinzipiellen Beherrschbarkeit begegnet wird, liegt der reflexiv gewordenen Unvertrautheit die Erfahrung einer dauerhaften Widerständigkeit in der Aneignung zugrunde. Man könnte auch sagen, daß die Formen einfacher und reflexiver Unvertrautheit mit unterschiedlichen Erwartungsstrukturen verbunden sind: Im ersten Fall wird dem Fremden mit der Erwartung des Verschwindens der Fremdheit begegnet, dagegen verbindet sich mit dem reflexiv Fremden die Erwartung des Bleibens der Fremdheit. Mit Blick auf die hier vertretene Rahmenthese, daß strukturelle Grundlage des Ost-West-Kontextes eine allgemeine Umstellung der Erwartungen von Ähnlichkeit auf Unterschiedlichkeit ist, kann der Prozeß der kollektiven Erwartungsenttäuschung auch als Umstellung von der Erwartung einfacher Unvertrautheit hin zur Erwartung reflexiver Unvertrautheit umschrieben werden.

Im folgenden Textbeispiel wird eine Grenze der Aneignung und Widerständigkeit konstruiert, die den Gegenstand der Aneignungsbemühungen im Sinne des hier entwickelten Modells als reflexiv Unvertrautes ausweist. Als fremd zeigt sich in diesem Text die westdeutsche Wirklichkeitsordnung. Dabei wird sehr schön die Vorstellung deutlich, daß es eine Ordnung 'hinter' den Dingen und Erscheinungen gibt, an deren Verständnis oder auch nur Wahrnehmungsmöglichkeit die Aneignungsbemühungen scheitern.

„[...] vorher war das klar, da hat die Partei eine Sprachregelung rausgegeben. Aber das war dann eben wirklich auch klar. Da wußte man: Aha, das wollen die nicht, und wenn du es jetzt trotzdem benutzt, dann weißt du, daß du dich sozusagen in die gefährdete Zone begibst und dafür in irgendeiner Weise sanktioniert werden kannst. Insofern war das – verstehen Sie das Wort richtig – ein 'fares' Spiel, sozusagen zwischen Macht und Ohnmacht. Dieses Spiel läuft hier irgendwie anders. Ich habe das wirklich versucht, auch mit den westdeutschen Kollegen, Bekannten zu diskutieren, zu sagen: Wie steuert sich das, Euch sagt das doch keiner, aber Ihr wißt es trotzdem. Ich habe es bis heute nicht rausgekriegt, wie sich's steuert. Aber das hängt offensichtlich mit dieser Sozialisation zusammen: Man kann die kleinen Zeichen lesen“ (Kultur- und Sozialwissenschaftler, V9, S.4).

Die Grenze der anderen Wirklichkeitsordnung wird also an jenem grundlegenden Wissen erfahren, das der Andere offenkundig selbstverständlich benutzt, über das er aber keine Auskunft geben kann. Der Zugang zu diesem Wissen, und die Gewißheit, es mit anderen zu teilen oder nicht zu teilen, trennt die Insider von den Outsidern, die Einheimischen von den Fremden. Bezeichnenderweise verweigert sich dieses Wissen auch sehr dezidierten Aneignungsversuchen, wie der

zitierte Wissenschaftler beschreibt. Während im Fall der einfachen Unvertrautheit das Fremde sich gerade durch Thematisierbarkeit auszeichnet, also durch Versprachlichung überschaubar und verfügbar erscheint, entzieht sich das reflexiv Unvertraute jeder raschen Möglichkeit, durch Benennung gebannt, also der eigenen Verfügbarkeit zugeführt zu werden. Da das fremde Wissen offenbar nicht diskursfähig ist, wird reflexive Unvertrautheit auch nicht von der Phantasie begleitet, bei hinreichender Mühe wären Aufklärung und Verstehen möglich. Insofern verbindet sich für den Aneignungswilligen mit dieser Form des Wissens die Erfahrung der Nichtverfügbarkeit. Dieses Wissen wird nicht internalisiert, es kann nicht einmal angeeignet werden, es bleibt im tiefsten Sinne fremd, nämlich gegenwärtig und doch außerhalb des eigenen Horizonts.

Entscheidend sind für die Konstruktion reflexiver Unvertrautheit nicht die inhaltlichen Differenzen hinsichtlich des Wissens von der Welt, sondern die Unterschiede des strukturgebenden impliziten und wertbezogenen Wissens. Also nicht das, was man weiß, das lernbare *know-how* des Alltagswissens, sondern welche Bezugssysteme für das Gewußte verfügbar sind, mithin das Wie des Wissens, seine Kontextualisierung macht den Unterschied. Schütz spricht in diesem Zusammenhang von Relevanzstrukturen, die gewissermaßen die Topographie' der kulturellen Ordnung einer Kommunikationsgemeinschaft bestimmen und die Variation der Bedeutungen gleicher Dinge, Begriffe, Sachverhalte in Abhängigkeit vom jeweiligen kulturellen Kontext festlegen.

Der abschließende Interviewauszug dokumentiert, daß die Unterscheidung von Graden der Unvertrautheit auf einem Kontinuum in gewisser Weise eine idealisierende Vorstellung zu heuristischen Zwecken sein muß. Dabei darf eben nicht davon abgesehen werden, daß die Erfahrung bzw. Konstruktion von Fremdheit wohl nur in Ausnahmefällen eine statische Angelegenheit ist. Im Regelfall sind Fremdheitserfahrungen Erfahrungen kognitiver Bewegung bzw. Veränderung: sei es, daß Vertrautes fremd wird oder Fremdes allmählich vertraut, sei es, daß Aneignung zu Internalisierung wird oder ein Aneignungsversuch erneut scheitert. Die Prozeßhaftigkeit von Fremdheitserfahrungen wird im folgenden deutlich:

„Deshalb müssen wir uns noch fremdbleiben, und in diesem Deutschland prägend ist nunmal das Westdeutsche, die westdeutsche Moral, die westdeutsche Mentalität, die westdeutsch strukturierte Persönlichkeit, und die bin ich nicht. Und es gibt bequemere Menschen, die sich schneller umändern können, als ich einer bin. Und ich strebe es auch nicht unbedingt in jeder Hinsicht an, und deshalb bin ich mir bewußt, daß ich wahrscheinlich bis an mein Lebensende eine gewisse Fremdheit empfinden werde, weil ich niemals so zu Hause sein kann, wie das vielleicht ein Westdeutscher empfindet.“

Bezieht sich dieses Gefühl der Fremdheit denn auf die eigene Person? Sind Sie fremd in dieser Umwelt, oder sind die anderen Ihnen fremd, oder beides?

„Beides. Das Schlimme ist, daß mir dies Fremdsein sogar noch bewußter geworden ist in den letzten Jahren, als ich das ursprünglich wahrgenommen habe. Ich gehöre wirklich zu jenen, die ausgesprochen offen und freudig all dem Neuen entgegengestanden haben, und da habe ich immer mehr die Gemeinsamkeiten gesucht und zum Teil natürlich auch gefunden, die ja oberflächlich betrachtet auch oft im Erscheinungsbild sehr schnell zu sehen sind. Aber je mehr ich über uns und über die Menschen hie und da nachdenke und je mehr ich die Probleme erfasse, die damit verbunden sind, umso mehr sehe ich natürlich auch das Fremdsein. Und insofern erlebe ich es bewußter“ (Kultur- und Sozialwissenschaftlerin, S4, S. 3).

Zentral ist hier die Erfahrung der Verwandlung von Fremdheit im Ost-West-Kontext. Ausgangspunkt ist offenkundig die Erwartung einfacher Unvertrautheit, die im Rahmen einer gemeinsamen Wirklichkeitsordnung von Ost und West rasch überwunden werden kann. Mit dieser Erwartung 'sucht und findet man die Gemeinsamkeiten', die sich aber von einem bestimmten Punkt des Aneignungsprozesses als 'oberflächlich' erweisen. An die Stelle der 'Gemeinsamkeiten' treten nun die 'Probleme', die das Fremdwerden und Fremdsein immer deutlicher hervortreten lassen und bewußt machen: Eine Grenze der Aneignung ist erreicht. Mit der Distanz, die den Beobachter 'mehr vom Fremdsein sehen läßt', verändert sich die Erfahrung der Fremdheit. Man sieht mehr, und weil man mehr sieht, beginnen sich die Erwartungen zu verschieben: Fremdheit wird zunehmend erwartet und damit reflexiv. In der Bewährung und Bestätigung dieser Fremdheitserwartungen verdichtet sich die Überzeugung „bis zum Lebensende eine gewisse Fremdheit zu empfinden, weil man niemals so zu Hause sein kann, wie das ein Westdeutscher empfindet“. Mithin spiegelt der Text sowohl das Vertrautmachen wie auch das Fremdwerden, das in diesem Falle einsetzt, wenn die Aneignungsbemühungen auf eine Grenze dauerhafter Widerständigkeit stoßen. Kulturelle Fremdheit wird durch Unvertrautheit erfahren. Die Konstruktionsprinzipien der hier unterschiedenen Grade der Unvertrautheit fasse ich zum Abschluß kurz zusammen.

1. Einfache Unvertrautheit wird hergestellt, indem ein Gegenstand der Erfahrung als ehemals fremd und heute angeeignet dargestellt wird oder aber die Feststellung gegenwärtiger Fremdheit mit der Erwartung verknüpft wird, sich den fremden Gegenstand soweit vertraut machen zu können, daß entsprechende Handlungsroutrinen entwickelt werden können.

2. Ambivalente Unvertrautheit ist jeweils ein spezifisches Kombinationsverhältnis, in dem dauerhaft Fremdes (also reflexiv Unvertrautes) im ersten Fall mit einfach Unvertrautem verknüpft wird. Auf diese Weise wird die in der Gegenwart erlebbare Dauerhaftigkeit des Fremden mit der Erwartung verbunden, daß diese Dauer zu einem unbestimmten Zeitpunkt in der Zukunft endet und daher die Aneignung des gegenwärtig Fremden nur eine Frage der Zeit ist. Dieses Konstruktionsmuster eignet sich, um den Schrecken der Fremdheit zu bannen, um das Übermächtige durch Veralltäglichsung zu normalisieren. Im zweiten grundlegenden Fall ambivalenter Unvertrautheit erscheint das reflexiv Unvertraute als ein umkontextualisiertes Vertrautes. Als dauerhaft fremd werden in dieser Konstellation die neuen Kontextstrukturen erfahren, die die alte Vertrautheit entwerten und die frühere Gewißheit in instrumentelles Wissen verwandeln, das zwar eine risikobehaftete Handlungsfähigkeit sichert, aber keine neue Gewißheit herzustellen vermag.
3. Im Zentrum der Konstruktion reflexiver Unvertrautheit steht analytisch die Anerkennung einer unüberschreitbaren Grenze zwischen der eigenen und einer anderen Wirklichkeitsordnung. Die Erwartung des Fremdbleibens resultiert aus der Erfahrung gescheiterter Aneignungsbemühungen. Das Fremde ist in seiner Fremdheit unkalkulierbar und daher eine beständige Quelle der Verunsicherung und Identitätsbedrohung.

7 Integration im Vergleich

In den beiden abschließenden Kapiteln geht es darum, nach begrifflicher Reflexion und hermeneutischer Analyse nunmehr durch die Auswertung zweier quantitativer Erhebungen die Einsicht in die konkreten Fremdheitserfahrungen ostdeutscher Wissenschaftler zu vertiefen. Dabei geht es zunächst in diesem Kapitel um Aspekte materialer Exklusion, und zwar um eine genauere Bestimmung der Inklusions-/Exklusionsverhältnisse, die zwischen den im WIP geförderten Wissenschaftlern und ihrer jeweiligen Hochschule bestehen. In der Untersuchung, wie es denn um die Integration (also die Inklusion) der WIP-Geförderten bestellt ist, wird ein anderer methodischer Zugriff auf Fremdheit gewählt. Die wissenschaftliche Konstruktion von Fremdheit wird stärker selbstreferentiell, das heißt, nicht nur die theoretischen Konzepte und die darauf bezogene Interpretation der Daten, sondern auch die empirischen Daten selbst werden noch weitergehend als im Fall der qualitativen Interviews ein Produkt wissenschaftlicher Operationen. Anders gesagt: In der quantitativen Erhebung hat der Forscher noch mehr Freiheitsgrade in der Festlegung von Anzeichen einer

Fremdheitsbeziehung als im Rahmen der qualitativen Untersuchung. Während dort noch ein selektiver Bezug auf die Sinnherstellungen der Befragten vorgenommen wurde, fehlt dieser Bezug im folgenden Schritt gänzlich: Der 'Sinn' von Fremdheit wird ausschließlich durch wissenschaftliche Operationen bestimmt. Exklusion wird nunmehr meßbar gemacht, indem aus dem theoretischen Konzept abgeleitet wird, was sinnvoll ein Zeichen für ein Exklusionsverhältnis sein kann oder wie aus einem Ensemble verschiedener Daten ein Zeichen für Fremdheit wird. Die letztgenannte Möglichkeit wurde in der Messung von Integration verwirklicht.²⁹ Bevor verschiedene Elemente der Messung erläutert sowie deren Ergebnisse dargestellt werden, benenne ich zunächst einige wesentliche soziodemographische Rahmendaten der beiden standardisierten Erhebungen.

7.1 Soziodemographische Daten im Überblick

Für die Hauptuntersuchung der WIP-Geförderten läßt sich sagen, daß das soziodemographische Profil der Fragebogen-Rücksender dem der Grundgesamtheit (alle Projektleiter des WIP) entspricht. Für die Vergleichsuntersuchung lassen sich in dieser Hinsicht keine Angaben machen, weil hier keine Daten für die Grundgesamtheit aller an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Fachhochschule Neubrandenburg Befragten vorliegen. Durch diese Untersuchung konnten zwei Vergleichsgruppen gewonnen werden: zum einen westdeutsche Wissenschaftler, die jetzt an einer ostdeutschen Hochschule eine Stelle besetzen und zum anderen ostdeutsche Wissenschaftler, die außerhalb des WIP eine reguläre Stelle an der Hochschule haben.³⁰ 63% der Befragten der Vergleichsuntersuchung sind ostdeutscher Herkunft, 37% kommen aus Westdeutschland. Hier nun wesentliche soziodemographische Variablen im Vergleich.

²⁹ 'Integration' und 'Inklusion' werden in der weiteren Analyse synonym verwendet.

³⁰ 'Regulär' meint hier ganz formal die an Hochschulen üblichen Stellentypen, vor allem also die im Haushalt der Hochschule ausgewiesenen 'eigenen' Stellen mit und ohne Befristung. Üblich sind allerdings auch befristete Stellen, die im Rahmen von Drittmittelprojekten vorübergehend an der Universität angesiedelt sind. Von letzteren unterscheiden sich die Stellen im Rahmen des WIP durch dessen wissenschaftspolitischen Anspruch, einen Beitrag zum Aufbau der Forschung an den Hochschulen in Ostdeutschland zu leisten und die Geförderten an den Hochschulen zu integrieren. Vergleichbare Zweckbestimmung ist mit üblicher Drittmittelforschung nicht verbunden. Insofern hat das WIP einen Sonderstatus, der andere Erwartungsstrukturen als die mit regulären Stellen verbundenen plausibel macht.

Geschlecht

In der Hauptuntersuchung sind 80% der Befragten männlich, 20% weiblich. Die entsprechenden Werte in der Vergleichsuntersuchung: 74% männlich, 26% weiblich.

Alter

- Das Durchschnittsalter der WIP-Geförderten beträgt knapp einundfünfzig Jahre, der jüngste Befragte ist neunundzwanzig, der älteste achtundsechzig Jahre alt. Etwa 40% sind fünfzig Jahre und jünger, ca. 60% sind einundfünfzig Jahre und älter. Knapp ein Drittel gehört der Altersgruppe bis fünfundvierzig an, also jener Altersgruppe, die typischerweise noch in akademische Qualifikationsprozesse eingebunden ist bzw. diese abgeschlossen hat und als berufsfähig gilt.
- Die Befragten der Vergleichsuntersuchung sind im Durchschnitt deutlich jünger als die Wipianer: Dreiundvierzig beträgt das Durchschnittsalter (gegenüber einundfünfzig bei den Projektleitern im WIP). Hält man den Status formaler Qualifikation konstant und vergleicht das Durchschnittsalter, zeigt sich, daß die Vergleichsgruppen auf jeder Qualifikationsebene jünger sind. Nichtpromovierte der Vergleichsgruppe: vierunddreißig Jahre, im WIP fünfundvierzig Jahre. Promovierte sind im Schnitt sechs Jahre jünger (zweiundvierzig zu achtundvierzig), Habilitierte immerhin noch zwei Jahre (dreiundfünfzig zu fünfundfünfzig).
- Unterscheidet man die Befragten der Vergleichsgruppe nach ihrer Herkunft, erweisen sich die Westdeutschen als die jüngste Gruppe (Durchschnittsalter vierzig). Die ostdeutsche Vergleichsgruppe kommt auf fünfundvierzig Jahre im Durchschnitt und ist damit immerhin noch sechs Jahre jünger als der durchschnittliche WIP-Geförderte.

Status formaler Qualifikation

- Im WIP ist das Qualifikationsniveau der Altersstruktur entsprechend relativ hoch: 40% sind habilitiert, 52% promoviert und 8% nicht promoviert. Bedenkt man allerdings, daß 60% älter als fünfzig Jahre sind, wird deutlich, daß es einen hohen Anteil älterer Wissenschaftler gibt, die nicht habilitiert sind. Diese Gruppe paßt nicht so recht in die typischen Karrieremuster an Hochschulen und fällt somit von vorneherein strukturell aus dem Rahmen.
- In der Vergleichsuntersuchung findet sich erwartungsgemäß ein deutlich höherer Anteil an Nichtpromovierten (24%). Dementsprechend liegen die Werte der Promovierten (45%) und der Habilitierten (30%) deutlich unter denen der Hauptuntersuchung.

- Teilt man die Vergleichsgruppe nach Herkunft, zeigt sich ein der Altersverteilung entsprechendes Bild: Die Westdeutschen als die jüngste Gruppe haben einen höheren Anteil an Nichtpromovierten (30%) als die Ostdeutschen (20%) und einen geringeren Anteil an Habilitierten (24% gegenüber 35%). Der Anteil der Promovierten ist etwa gleich (46% West, 45% Ost). Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß die Unterschiede im Niveau formaler Qualifikation möglicherweise einer gruppenspezifisch unterschiedlichen Bereitschaft, sich an der Erhebung zu beteiligen, zuzurechnen sind und nicht unbedingt den Relationen in der Grundgesamtheit entsprechen müssen.

Disziplinzugehörigkeit

- Die Anteile der Disziplinbereiche in der Hauptuntersuchung entsprechen den Anteilen der Disziplinbereiche im gesamten Wissenschaftler-Integrations-Programm. In der Untersuchung entfällt der größte Anteil auf die Geisteswissenschaften (24%) vor der Chemie (13,5%), der Physik (11%) sowie den Mathematikern/Informatikern und den Agrarwissenschaften mit jeweils ca. 10%. Am Ende rangieren die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (4%) und die Geo-/Kosmosforschung (3%). Faßt man die Disziplinbereiche zusammen, so ergibt sich ein Anteil an Naturwissenschaftlern von 73% gegenüber 27% Kulturwissenschaftlern.
- In der Vergleichsuntersuchung sind die Kulturwissenschaftler etwas stärker vertreten: 34% bei den Westdeutschen und 37% bei den Ostdeutschen. Entsprechend beträgt der Anteil der Naturwissenschaftler 66% (West) bzw. 63% (Ost).

Art der Stelle

Jeweils 41% der Befragten der Vergleichsuntersuchung sind Inhaber einer unbefristeten Planstelle oder besetzen eine befristete Planstelle. 15% arbeiten auf drittmittelfinanzierten Stellen.

Bei den Ostdeutschen verteilen sich die Stellenarten folgendermaßen: 35% unbefristet, 46% befristet, 15% Drittmittel. Bei den Westdeutschen: 50% unbefristet, 33% befristet, 16% Drittmittel.

Das Durchschnittsalter der Inhaber unbefristeter Planstellen beträgt fünfzig Jahre, liegt bei den befristeten Planstellen bei vierzig Jahren und bei den drittmittelfinanzierten Stellen schließlich bei dreiunddreißig Jahren.

7.2 *Indices struktureller Inklusion*

Ausgangspunkt der Indexbildung war die Überlegung, daß sich die Inklusion oder Exklusion der WIP-Geförderten an den jeweiligen Hochschulen daran ablesen lassen müßte, in welchem Maße die Geförderten an den universitätsüblichen Arbeitsformen und -zusammenhängen beteiligt sind. Dabei spielt es für das Maß an Inklusion/Exklusion keine Rolle, ob Beteiligungschancen von Seiten der Organisation verweigert werden, oder ob die Geförderten vorhandene Chancen nicht nutzen.

Indexbildung beruht auf der Zusammenfassung und Gewichtung von Einzelvariablen. Es geht also jeweils um die Konstruktion einer Maßzahl (bzw. einer eindimensionalen Häufigkeitsverteilung), in die mehrere Einzeldaten eingehen und die zum Zeichen eines mehrdimensionalen Sachverhalts wird. So werden im folgenden vier Indikatoren vorgestellt, die jeweils einen Aspekt struktureller Inklusion repräsentieren. Diese vier Indikatoren sind

- *Lehrtätigkeit*
- *Betreuungstätigkeit*
- *Forschungstätigkeit*
- *Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer*

Indikator Lehrintegration

Zu den grundlegenden Vorstellungen des Wissenschaftler-Integrations-Programms gehörte die Überlegung, daß die ehemaligen Akademiemitarbeiter mit ihrer Forschungserfahrung eine Bereicherung nicht nur für die universitäre Forschung, sondern auch für die Lehre wären. Andererseits erhielten die Geförderten mit dem Wechsel an eine Hochschule im Rahmen des Programms durch die Möglichkeit, Lehrveranstaltungen anzubieten, die Chance, ihr Qualifikationsprofil zu erweitern oder zu ergänzen. Für die Mehrzahl der ehemaligen Akademiemitarbeiter galt, daß sie keine oder nur geringe Lehrerfahrungen mitbrachten, so daß die Möglichkeit der Lehre auch zur Konkurrenzfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt beitragen sollte.

Im Rahmen der Hauptuntersuchung wurde nach Art und zeitlichem Umfang von Lehrveranstaltungen an der Integrationshochschule im Zeitraum vor dem Wintersemester 1993/94 bis zum Sommersemester 1995 gefragt.³¹ Die Ergebnisse

³¹ Zum 1.1.1994 – also mitten im Wintersemester 1993/94 – erfolgte die arbeitsvertragliche Bindung der Geförderten an die jeweilige 'Integrationshochschule'. Bis

zeigen, daß es in jedem Semester nur eine Minderheit der Geförderten ist, die ein Lehrangebot macht. Dies überrascht, wenn man sich vor Augen führt, daß die Sammlung von Lehrerfahrungen notwendig wäre, um im Hochschulsystem längerfristig konkurrenzfähig zu werden. Vergegenwärtigt man sich allerdings die Altersstruktur, ist dies Ergebnis nicht mehr ganz so überraschend: Da der Altersdurchschnitt bei einundfünfzig Jahren liegt, hat die Mehrheit keine Chancen, ohne Sonderregelung Stellen im Mittelbau der Hochschulen zu besetzen. Auch die Chance, eine Professur zu erhalten, wird – abgesehen von der Voraussetzung der Habilitation, über die nur 40% der Befragten verfügen – jenseits der fünfzig immer geringer.

Für die Bildung des Indikators wurden nun zwei Gewichtungskriterien eingeführt: Die Art der Lehrveranstaltung (Vorlesungen und Seminare wiegen mehr als die Betreuung von Praktika) und die Kontinuität des Lehrangebots (Regelmäßigkeit wiegt mehr als Einmaligkeit). Kombiniert man die Häufigkeitsverteilung bei der Frage nach den Lehrveranstaltungen mit diesen Gewichtungskriterien, läßt sich ein vierstufiger Indikator *Lehrintegration* gewinnen:

Tabelle 1: Indikator *Lehrintegration*³²

Integrationsgrad	West	Ost	WIP
exkludiert	17%	17%	34%
schwach integriert	1%	-	26%
gut integriert	8%	7%	7%
hoch integriert	75%	76%	34%

Gut ein Drittel der WIP-Geförderten hat im Befragungszeitraum kontinuierlich Lehrangebote gemacht, so daß sie im Hinblick auf diesen Tätigkeitsbereich als strukturell integriert gelten können. Am anderen Ende des Integrationsspektrums ist ebenfalls etwa ein Drittel der Geförderten auszumachen. Diese Gruppe bietet keine Lehrveranstaltungen an, ist also mit Blick auf einen wichtigen Teilbereich des universitären Tätigkeitsfeldes exkludiert.

Der Blick auf die Vergleichsuntersuchung bestätigt das insgesamt hohe Maß an Exklusion der Wipianer im Bereich Lehre. 83% der Vergleichsgruppe geben an,

zum 31.12.1993 bestand ein Arbeitsvertrag mit KAI e.V. Das Sommersemester 1995 war der Erhebungszeitraum.

³² Die Prozentwerte der Tabellen wurden gerundet und addieren sich daher nicht in jedem Fall auf 100%.

zu regelmäßiger Lehre verpflichtet zu sein.³³ Diese Gruppe erfüllt also qua Arbeitsvertrag die Kriterien einer 'hohen' Integration in die Lehre. Insofern also eine hohe Lehrintegration der Regelfall der Zugehörigkeit zur Wissenschaftsorganisation Universität ist, zeigt sich für die Wipianer die typische Konstellation der sozial Fremden: sie sind zwar der Organisation zugehörig, jedoch nur mit eingeschränkten Rechten/Pflichten, was sich in einer mangelnden Teilhabe an einer organisationszentralen Tätigkeit ausdrückt.

Indikator Betreuungsintegration

Betreuungs- und Organisationstätigkeiten sind ebenfalls elementar für die Zugehörigkeit zum wissenschaftlichen Personal der Organisation Universität. In der Haupt- und Vergleichsuntersuchung wurde danach gefragt, ob die folgenden Aufgaben zu bewältigen seien, und wenn ja, ob es sich um eine gelegentliche oder eine dauernde Aufgabe handele:

- Organisation und Verwaltung
- Beteiligung an Prüfungen
- Beteiligung an der Lehrplanung
- Betreuung von Examensarbeiten
- Studentenberatung

Für die Indikatorbildung wurde wieder eine Gewichtung vorgenommen. Zum einen wurde die Tatsache, daß eine Aufgabe dauernd statt nur gelegentlich übernommen wird, höher gewichtet, zum anderen wurden die aufgeführten Tätigkeiten als nicht gleichwertig angesehen und daher mit einem unterschiedlichen Gewicht versehen.³⁴

³³ Diejenigen, die keine Lehrverpflichtungen haben, arbeiten zum größten Teil in Drittmittelprojekten (73%). Dabei ist offen, ob diese Gruppe trotz fehlender Verpflichtung Lehrangebote macht. Diese Frage konnte in der Vergleichsuntersuchung nicht mehr geprüft werden.

³⁴ Beispielsweise wurde die Variable *Organisation und Verwaltung* als Daueraufgabe am höchsten gewichtet, weil dieses Tätigkeitsfeld besonders stark mit personaler Kontinuität verbunden ist. In diesem Tätigkeitsbereich wird das notwendige Wissen zur Sicherung der Alltagsroutinen gespeichert, erinnert und reproduziert. Insofern erscheint die Übertragung solcher Aufgaben an einen WIP-Geförderten als besonderes Zeichen von Inklusionsinteresse. *Studentenberatung* wurde dagegen als Daueraufgabe nicht höher gewichtet als im Falle gelegentlicher Durchführung, weil diese Form der Zugänglichkeit für Studenten eine Normalität für jeden darstellt, der selbst mit Studenten zu tun hat, ohne daß mit der Übernahme dieser Aufgabe besondere Berechtigungen verbunden wären oder daß besondere Voraussetzungen (z. B. Promotion, Habilitation) daran geknüpft würden.

In der Vergleichsuntersuchung wurde die Frage nach den Aufgaben ausdrücklich als Frage an alle Nichtprofessoren formuliert, entsprechend reduziert sich die Zahl der Befragten in der Vergleichsgruppe. Unter diesen Voraussetzungen ergab sich folgende Struktur des Indikators *Betreuungsintegration*:

Tabelle 2: Indikator *Betreuungsintegration*

Integrationsgrad	West*	Ost*	WIP
exkludiert	18%	13%	45%
schwach integriert	31%	40%	32%
gut integriert	29%	27%	12%
hoch integriert	22%	20%	11%

*) ohne Professoren

Die Zahlen spiegeln einen dramatischen Unterschied des Inklusionsgrades von Wipianern gegenüber dem anderen wissenschaftlichen Personal. Nur 23% der Wipianer kann als 'hoch' oder 'gut' integriert gelten, bei den Mitarbeitern der Vergleichsgruppen liegt diese Quote bei 47% (Ost) bzw. 51% (West). Da die weniger gut in die Betreuungstätigkeiten integrierten Mitarbeiter dieser Gruppen mit hoher Wahrscheinlichkeit und im Gegensatz zu den schlecht integrierten Wipianern dauerhaft in die Lehrtätigkeit eingebunden sind, läßt sich für die Vergleichsgruppen vermuten, daß ein geringes Maß an Betreuungstätigkeit durch die Lehrtätigkeit kompensiert wird. Für die Wipianer kann dagegen die These formuliert werden, daß Exklusionstendenzen kumulieren. Gegenüber der Lehrtätigkeit steigt bei den Wipianern der Anteil der Exkludierten im Fall der Betreuungstätigkeiten von 33% auf 45% und liegt in den Vergleichsgruppen entsprechend niedrig (13% Ost, 18% West).

Das geringe Maß an Integration der Wipianer im Feld der Betreuungstätigkeit verweist auf den prekären Status der WIP-Geförderten an den Hochschulen. Betreuungstätigkeiten erfordern ein organisationsspezifisches *know-how* und sind andererseits auf Kontinuität angelegt. Die Übertragung dieser 'Alltagsarbeiten' des Geschäftsbetriebes ist tendenziell mit der Erwartung verbunden, daß keine Einarbeitung (mehr) notwendig ist, daß das Wissen über formale Regeln und implizite Regelmäßigkeiten soweit internalisiert ist, daß die kommunikative Repräsentation im Sinne der jeweiligen 'Politik' des Instituts oder Lehrstuhls erfolgt und daß ein bestimmter Bereich des Alltagsgeschäfts dauerhaft delegiert werden kann, um eine wirksame Entlastung durch Arbeitsteilung zu erzielen. Hier sind

die Wipianer aufgrund des anderen kulturellen Hintergrundes im Nachteil; stärker jedoch noch hinsichtlich der längerfristigen Perspektiven.

Die Daten sind ein deutlicher Hinweis darauf, daß es in der Beziehung der Integrationshochschulen zu den WIP-Geförderten starke Exklusionstendenzen gegeben hat. Hinsichtlich wichtiger Tätigkeitbereiche der Organisation blieben die Wipianer Außenstehende und konnten mithin auch keine auf Zugehörigkeit basierende Identität entwickeln. Dazu hätte die Möglichkeit gehört, über eine Beteiligung an den Zentralaufgaben der Organisation Identifikationschancen zu erhalten. So aber behielt die große Mehrheit den Status zugehöriger Nichtzugehörigkeit. Wie aber sah es mit der Möglichkeit aus, in der Forschung aktiv zu werden? Schließlich war es erklärtes Programmziel, Forschungskapazitäten durch Rückführung der Grundlagenforschung an die Universitäten zu erhalten.

Indikator Forschungsintegration

Auch im Falle der Forschungsintegration können die drei Gruppen miteinander verglichen werden. Folgende Tätigkeiten sind Bestandteil des Indikators:

- Konzeption von Forschungsanträgen
- Ausarbeitung von Forschungsanträgen
- Repräsentation des Lehrstuhls auf Tagungen
- Mitarbeit an Forschungsprojekten des Lehrstuhls

Wie im Falle der Betreuungstätigkeiten wurde in ähnlicher Weise eine Gewichtung vorgenommen (auch hier gab es die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen 'gelegentlicher' und 'dauerhafter' Aufgabe). Hinsichtlich des Indikators Forschungsintegration konnte daraus folgendes Strukturbild gewonnen werden:

Tabelle 3: Indikator *Forschungsintegration*

Integrationsgrad	West*	Ost*	WIP
exkludiert	10%	35%	43%
schwach integriert	35%	26%	17%
gut integriert	26%	25%	26%
hoch integriert	9%	14%	15%

*) ohne Professoren

Die Forschungsfähigkeiten sind das gemeinsame Band der im Wissenschaftler-Integrations-Programm Geförderten. Die Erwartung guter Forschungsleistungen hat zur Auswahl dieser Wissenschaftler geführt, und die Vorstellung, die Universitäten sollten von diesen Forschungskapazitäten profitieren, war Ausgangspunkt für die Durchführung des Programms. Von dieser Konstellation ausgehend wäre zu erwarten gewesen, daß – wenn sich denn die Hochschulen bei der Integration in Lehre und Betreuungstätigkeiten zurückhalten – die Wipianer dort stärker inkludiert werden, wo die Hochschulen am stärksten profitieren können sollten – bei der Forschung. Die Zahlen des Indikators zeigen zwei gegenläufige Tendenzen an: Zum einen gibt es eine große Gruppe 'hoch' bzw. 'gut' in die Forschungstätigkeiten des Lehrstuhls Integrierter (40%), aber eine noch etwas größere Gruppe (43%) hat keinerlei Anteil am aktiven Forschungsleben der Hochschule – sie ist exkludiert. Das bedeutet nicht, daß diese Gruppe keine Forschung betreibt – schließlich sind alle Geförderten mit der Durchführung eines Forschungsprojektes (ihres WIP-Projektes) beschäftigt. Es heißt aber, daß sie als Wissenschaftler von ihrer Hochschule nicht zugelassen bzw. akzeptiert werden. Der Vergleich mit den beiden Gruppen der Etablierten stützt diese Interpretation: Zum einen gibt es einen gewaltigen qualitativen Unterschied gegenüber den Westdeutschen. Der Anteil der Exkludierten liegt hier bei nur 10%, der Anteil der zumindest 'gut' Integrierten bei 54%. Der Unterschied dürfte seine Ursache darin haben, daß die im Vergleich 'jungen' Westdeutschen ganz überwiegend Qualifikationsstellen besetzen, bei der die qualifizierende Forschungstätigkeit stark durch das jeweilige Profil des Lehrstuhls definiert ist. Die WIP-Geförderten kommen dagegen als 'gestandene' Wissenschaftler mit eigenem Interesse, so daß auch latente Konkurrenzverhältnisse auf beiden Seiten eine Rolle dabei spielen mögen, Separierung bzw. Exklusion zu betreiben.

Der Vergleich zwischen den Wipianern und den ostdeutschen 'Etablierten' der Vergleichsgruppe zeigt auf den ersten Blick eine ähnliche Struktur der Forschungsintegration. Allerdings liegt bereits auf diesen ersten Blick der Anteil der Exkludierten auf seiten der 'Etablierten' um 8% niedriger. Der zweite Blick macht deutlich, daß der im Vergleich zu den Westdeutschen hohe Anteil Exkludierter (35% zu 10%) bei den Ostdeutschen seine Ursache in der Struktur der Befragtengruppe hat. Da ein philologischer Fachbereich dazugehört, ist ein vergrößerter Anteil wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Erhebungseinheit vertreten, deren Aufgabenbereich sich ganz auf die (Sprach-)Lehre konzentriert. Dieser Mitarbeitertypus wiederum rekrutiert sich fast ausschließlich aus ostdeutschen Wissenschaftlern. Dementsprechend sinkt die Forschungsexklusion der Ostdeutschen auf Westniveau, wenn man beispielsweise lediglich die Naturwissenschaftler vergleicht. Festzuhalten ist also, daß es hinsichtlich der Forschungs-

integration keinen systematischen Ost-West-Unterschied gibt, wohl aber eine deutliche Etablierten-Außenseiter-Differenz. Die regulären Mitarbeiter sind sehr viel stärker an den Forschungsaktivitäten der Hochschulen beteiligt als die 'Neuankömmlinge'. Dies verdeutlicht einmal mehr, daß die Hochschulen unterschiedliche Qualitäten der Zugehörigkeit unterscheiden. An der Beziehung zu den Wipianern wird sichtbar, daß zwischen naher und ferner Zugehörigkeit, also zwischen den Eigenen und den sozial Fremden differenziert wird.

Indikator Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer

Dieser Indikator wurde für die Wipianer, nicht aber für die Vergleichsgruppen gebildet. Grund dafür ist – wie schon im Fall der Lehrtätigkeit – die Tatsache, daß für die Vergleichsgruppen die Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer institutionell bereits weitgehend festgelegt ist (indem Mitarbeiter für Forschungsprojekte des Hochschullehrers eingestellt werden oder um sich unter seiner Anleitung zu qualifizieren). Diese Festlegung fehlt bei den WIP-Geförderten vollständig: Sie kommen mit einem eigenen Forschungsprojekt, haben in der Regel eigene Wissenschaftsvorstellungen und sind möglicherweise ohne Qualifikationsinteresse, sind damit in jedem Fall weit weniger an diesen Hochschullehrer gebunden als die etablierten Mitarbeiter. Die Beziehung zwischen Hochschullehrer und Wipianer ist also institutionsseitig vergleichsweise offen für Definitionen, die durch die Beteiligten 'ausgehandelt' werden.

Vor diesem Hintergrund war für die Indexbildung die Überlegung ausschlaggebend, daß die Art und Intensität der Zusammenarbeit zwischen WIP-Geförderten und Hochschullehrer ein wichtiges Zeichen für die Entwicklung einer Reziprozitätsbeziehung ist. Eine besonders enge Zusammenarbeit schafft persönliche Bindungen und Reziprozitätserwartungen, auf deren Herstellung sich ein Hochschullehrer vernünftigerweise nur einlassen kann, wenn er über den WIP-Zeitraum hinaus Förderungsmöglichkeiten für den Wissenschaftler sieht. Insofern kann eine enge Zusammenarbeit als Förderung des Wipianers interpretiert werden.

Eine Gewichtung wurde dadurch vorgenommen, daß die Zusammenarbeit in Forschung und Lehre höher bewertet wurde als gemeinsame Forschungscolloquien und sonstige Formen der Zusammenarbeit. Damit ergab sich folgendes Bild der Integration in der Zusammenarbeit:

Tabelle 4: Indikator *Zusammenarbeit*

Integrationsgrad	
exkludiert	22%
schwach integriert	25%
gut integriert	32%
hoch integriert	12%
keine Angaben	9%

Ähnlich wie für die Forschungsintegration gibt es annähernd eine Halbierung der Geförderten in Exkludierte und Inkludierte. Wer exkludiert oder nur schwach integriert ist, kooperiert bestenfalls im Rahmen von Forschungscolloquien, aber eben nicht in den Bereichen der universitären Kerntätigkeiten Forschung und Lehre. Fraglich bleibt, wie stark die Inklusionstendenzen bei den gut integrierten sind, die entweder in der Forschung oder in der Lehre kooperieren. Eine besonders intensive Bindung in Richtung Reziprozität darf man wahrscheinlich nur dort vermuten, wo eine Kooperation sich auf alle Tätigkeitsfelder erstreckt und damit die gesamte wissenschaftliche Person einbezieht, also bei der Gruppe der hoch Integrierten (12%).

Bei diesem Indikator zeigt sich im übrigen ein deutlicher Unterschied zwischen Natur- und Kulturwissenschaftlern: *Naturwissenschaftler sind besser integriert, haben also zu einem größeren Teil als Kulturwissenschaftler eine gute Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer.* Dieser Unterschied ist statistisch (allerdings schwach) signifikant. So differieren die Integrationsgrade bei den Disziplinbereichen:

	Kulturwissenschaften	Naturwissenschaften
exkludiert	21%	39%
schwach integriert	25%	25%
gut integriert	38%	27%
hoch integriert	16%	9%

Es ist von der Materiallage her nicht zu entscheiden, ob diese Differenz durch Vorstellungen über unterschiedliche ideologische Belastungen von Natur- und Kulturwissenschaftlern, durch perspektivisch bessere Chancen in den Naturwissenschaften oder durch unterschiedliche Einschätzungen der Leistungsfähigkeit bestimmt wird. Schaut man sich die Integrationsquoten der Einzeldisziplinen an, erhält man ein Indiz für einen wissenschaftsimmanenten Mitverursacher des Un-

terschiedes. Es zeigt sich, daß die Disziplinen mit den höchsten Integrationsquoten im Bereich der Zusammenarbeit jene sind, bei denen die laborförmige bzw. geräteorientierte Forschungsarbeit einen hohen Stellenwert hat (Medizin, Agrarwissenschaft, Biowissenschaft, Bauforschung, Chemie). Insoweit kann die intensivere Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer im Bereich der Naturwissenschaften auch auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß sich mit der dort üblichen experimentellen Orientierung sehr viel stärker arbeitsteilige Formen der Erkenntnisproduktion entwickelt und durchgesetzt haben.

Zusammenfassung der Strukturindikatoren

Zunächst seien die vier Strukturindikatoren aus Gründen der Übersicht in einer Tabelle nebeneinandergestellt.

Tabelle 5a: Zusammenfassung der vier Strukturindikatoren (nur WIP)

	Lehre	Betreuung	Forschung	Zusammenarbeit mit dem Hoch- schullehrer
exkludiert	34%	45%	43%	22%
schwach	26%	32%	17%	25%
gut integriert	7%	12%	26%	32%
hoch integriert	34%	11%	15%	12%
keine Angaben	-	-	-	9%

Es war nun zu prüfen, wie die Strukturindikatoren mit den soziodemographischen Variablen Alter, Geschlecht, formale Qualifikation und Disziplinbereich zusammenhängen. Erwartet wurde, daß diese Variablen einen erheblichen Einfluß auf den Grad der Integration bei jedem der Indikatoren haben. Diese Erwartung wurde – bis auf zwei Ausnahmen – nicht bestätigt. Das heißt, ob ein WIP-Geförderter hinsichtlich eines der hier untersuchten Aspekte hoch integriert oder aber exkludiert ist, hängt in keinem Fall mit seinem Alter, seinem Geschlecht oder seiner formalen Qualifikation zusammen. Allenfalls die Zugehörigkeit zu einem der beiden Disziplinbereiche (Natur- und Kulturwissenschaften) macht einen Unterschied. Hier zeigt sich statistisch signifikant, daß Naturwissenschaftler erheblich stärker in die Forschungsaktivitäten ihres Lehrstuhls integriert sind als Kulturwissenschaftler. Letztere engagieren sich dagegen sehr viel stärker als die

Naturwissenschaftler in der Lehre. Diese Ergebnisse können auch faktorenanalytisch bestätigt werden. Während sich die gut integrierten Naturwissenschaftler typischerweise in Forschungsaktivitäten und Betreuungsarbeiten engagieren, kombinieren die gut integrierten Kulturwissenschaftler Lehrtätigkeit und Betreuungsarbeiten. Hinsichtlich der Betreuungstätigkeiten weisen die Naturwissenschaftler dabei in diesem Vergleich gegenüber den Kulturwissenschaftlern einen höheren Integrationsgrad auf.

Diese Ergebnisse sind ein deutlicher Hinweis sowohl auf die Heterogenität der Gruppe der Wipianer, die ja nur hinsichtlich der Tatsache homogen ist, daß alle Geförderten zum Ende der DDR an einer der Akademien gearbeitet haben, als auch auf die Wirkung wissenschaftsimmanenter Strukturbedingungen der Arbeitsorganisation, die in den unterschiedlichen Integrationsprofilen von Natur- und Kulturwissenschaftlern deutlich wird. Unter Kulturwissenschaftlern ist die Akquisition von Drittmitteln für die Forschung längst nicht so üblich wie bei den Naturwissenschaftlern, denen vielfach Forschung überhaupt nur möglich ist, wenn Gelder für Geräte und Materialien zur Verfügung stehen. Demgegenüber reicht dem Literaturwissenschaftler oder Historiker vielfach der Gang in die Bibliothek oder ins Archiv, um sich Daten zu beschaffen, mit denen er – am besten sowieso allein – auch am heimischen Schreibtisch forschen kann. Insofern ist es vielleicht nicht so überraschend, wenn die Forschungsintegration der Kulturwissenschaftler geringer ausfällt als die der Naturwissenschaftler. In gewissem Sinne wird kulturwissenschaftliche Forschung schneller zur 'Privatsache', die von der Initiative des einzelnen Wissenschaftlers lebt.

Um die Frage nach dem Grad der materialen Exklusion der WIP-Geförderten zu beantworten, ist abschließend zu prüfen, inwieweit Inklusions- und Exklusionstendenzen der Teilaspekte kumulieren oder sich wechselseitig neutralisieren. Zu diesem Zweck werden die Teilindikatoren der strukturellen Integration zu einem Gesamtindikator zusammengefaßt. Dies geschieht mit Hilfe eines formalen Gewichtungsverfahrens: Für jede Zuordnung zur Kategorie 'hoch integriert' werden vier Punkte vergeben, 'gut integriert' wird mit drei Punkten gewertet, 'schwach integriert' zählt zwei Punkte und 'exkludiert' wird mit dem Faktor eins bewertet. Das bedeutet, daß in der Zusammenfassung der Teilindikatoren maximal sechzehn und minimal vier Punkte vergeben wurden. Die folgende Tabelle zeigt das Ergebnis dieser Zusammenfassung (die Zahlen in Klammern zeigen die Spanne der Punktwerte an, die dem jeweiligen Integrationsniveau zugerechnet wurde).

Tabelle 5b: Gesamtindikator *Strukturelle Inklusion* (nur WIP)

Integrationsniveau	in %
exkludiert	20%
schwach integriert	35%
gut integriert	21%
hoch integriert	15%
keine Angaben	9%

Deutlich zeigt sich hier, daß eineinhalb Jahre vor Ende des Programms für die Mehrheit der Geförderten starke Exklusionstendenzen bestanden. Über die Hälfte der Geförderten (55% der Gesamtzahl bzw. 60% derjenigen, die die Integrationsfragen auswertbar beantworteten) ist als 'schwach integriert' oder gar 'exkludiert' einzuschätzen. Da gleichzeitig – wie oben gezeigt – nur im Falle einer in verschiedenen Bereichen hohen oder zumindest guten Integration überhaupt die Voraussetzungen für den Aufbau von Reziprozitätsbeziehungen zwischen Geförderten und aufnehmender Hochschule bzw. aufnehmendem Lehrstuhl gegeben sind, läßt sich die Vermutung gewinnen, daß die Mehrzahl der Geförderten zum Zeitpunkt der Befragung an ihren Lehrstühlen ohne Aussicht auf weitere Förderung mehr oder weniger mitlaufen. Tatsächlich spricht einiges dafür, daß lediglich die Gruppe der Hochintegrierten (15%) soweit in den Organisationsstrukturen verankert war, daß gute Chancen für eine weitere Förderung nach dem 31.12.1996 bestanden.

Auch wenn sich für die Vergleichsgruppen kein Gesamtindikator bilden läßt, zeigt der Blick auf die Einzelindikatoren doch in jeder Hinsicht sehr eklatante Unterschiede in der Neigung der Organisation, Wissenschaftler je nach Art ihres Arbeitsvertrages (WIP oder Nicht-WIP) von den zentralen Tätigkeitsbereichen fernzuhalten. Insoweit spiegelt sich in den Zahlen zur Integration sehr deutlich jene Form sozialer Fremdheit wider, die in der qualitativen Analyse als *materiale Exklusion* gekennzeichnet wurde, also die Beschränkung oder Behinderung des Zugangs zu Rollen und Positionen eines sozialen Systems.

Das Beispiel materialer Exklusion veranschaulicht einmal mehr das komplementäre Verhältnis, das den Einsatz unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Methoden in erkenntnistheoretischer Perspektive kennzeichnet. Die qualitative Analyse gibt andere Aspekte materialer Exklusion zu erkennen als die quantitative Erhebung und Messung. Diese Ergänzung kann allerdings kein Beleg für das beobachterunabhängige Vorhandensein des Phänomens selbst – also soziale Fremdheit in Form materialer Exklusion – sein, sondern bestätigt lediglich, daß das Phänomen wissenschaftlich erfolgreich – nämlich in konsistenter Weise – kon-

struiert wurde. Die Konsistenz der Konstruktion ist schließlich (zusammen mit der Plausibilität geteilter Grundannahmen) Voraussetzung dafür, daß auch andere Beobachter bei Prüfung oder Anwendung des Instrumentariums Phänomene materialer Exklusion erkennen können.

Ergänzend zur Messung der strukturellen Inklusion/Exklusion ist nach der subjektiven Wahrnehmung und Wertung der Inklusionsverhältnisse zu fragen. Obgleich die Feststellung erheblicher Exklusionstendenzen für die Gruppe der WIP-Geförderten erst durch eine wissenschaftliche Konstruktionsleistung möglich wird, also in dieser Form nicht individuell erfahrbar ist, muß es in der Erfahrung der Befragten Äquivalente der grundlegenden Strukturverhältnisse geben. Als Erfahrungsäquivalente in diesem Sinne werden hier die *kommunikative Zufriedenheit* sowie die *Akzeptanz durch den Hochschullehrer* verstanden. Tendenziell sollte mit einem niedrigeren Grad der Inklusion die kommunikative Zufriedenheit und die Wahrnehmung der Akzeptanz zurückgehen. Dies ist nur der Tendenz nach zu erwarten, denn es kann kein direkter und linearer Zusammenhang angenommen werden: Es gibt viele andere Bedingungen, die Einfluß nehmen auf die Zufriedenheit und die Wahrnehmung von Akzeptanz.

Indikator Kommunikationszufriedenheit

In einer der Fragen des Fragebogens wurde darum gebeten, das Maß informellen fachlichen Kontakts mit verschiedenen Bezugsgruppen bzw. -personen zu bewerten, also anzugeben, ob Kommunikation gar nicht, zu wenig, gerade richtig oder gar zu häufig stattfindet. Als Bezugsgruppen/-personen waren die eigene WIP-Gruppe, andere Wipianer, der 'eigene' Hochschullehrer, andere Hochschullehrer des Instituts sowie ost- und westdeutsche Mitarbeiter des Instituts genannt. Sieht man einmal von der eigenen WIP-Gruppe ab, findet sich keine Bezugsgruppe, von der eine Mehrheit der Befragten sagt, mit ihr gäbe es zufriedenstellende kommunikative Kontakte. Der Anteil derjenigen, die die Häufigkeit der Kontakte 'gerade richtig' finden, schwankt zwischen 36 % (bei den 'anderen Wipianern') und 50% (der 'eigene' Hochschullehrer). Es kann daher festgehalten werden, daß die Mehrheit der WIP-Geförderten mit den informellen Kontakten (außerhalb der eigenen WIP-Gruppe, soweit vorhanden) unzufrieden ist.

In diesem Zusammenhang ist wieder der Blick auf die Vergleichsgruppen möglich. Zwar fehlen hier die Wipianer als Bezugsgruppe, aber das Prinzip einer Staffelung in der Dimension Nähe/Ferne kann entsprechend angewendet werden (also auch hier wird zwischen den 'eigenen' Mitarbeitern und Hochschullehrern und 'anderen' des Instituts unterschieden). Bemerkenswert ist im Vergleich das unterschiedliche Maß an Zufriedenheit mit dem jeweils Eigenen. Während die

Wipianer mehrheitlich zwar mit der eigenen WIP-Gruppe zufrieden sind, aber nur zu 50% mit dem 'eigenen' Hochschullehrer, sind gut drei Viertel (76%) der Vergleichsgruppe mit der kommunikativen Einbindung im engeren beruflichen Umfeld zufrieden (eigene Mitarbeiter/Hochschullehrer). Diese Zahlenverhältnisse dokumentieren noch einmal aus anderer Perspektive, daß sich als Effekt der strukturellen Bedingungen die *Identifikationsmöglichkeiten* zwischen Wipianern und Vergleichsgruppe beträchtlich unterscheiden: Die Vergleichsgruppen sind strukturell stärker eingebunden und identifizieren sich dementsprechend stärker mit den Strukturen, die sie binden. Identifikationsprozesse sind Aneignungsprozesse, insofern läßt sich folgern, daß die Vergleichsgruppen sich das unmittelbare soziale Umfeld an der Hochschule zu eigen gemacht haben. Eben dies gelingt den Wipianern weit weniger gut. Prekäre Identifikations- und Aneignungsmöglichkeiten sind auf der Subjektseite das Pendant zu strukturellen Exklusionstendenzen auf der Seite der Organisation.

Bei den entfernteren Bezugsgruppen liegen die Verhältnisse anders. Hier äußert die Vergleichsgruppe häufiger als die Wipianer einen Mangel an informeller fachlicher Kommunikation. Der Vergleich ist an dieser Stelle jedoch mit einer gewissen Vorsicht zu betreiben, weil die Wipianer bei diesen Fragen in erheblichen Prozentanteilen keine Antwort geben (zwischen 17% und 32%). Im Vergleichsdatensatz gibt es dagegen kaum fehlende Werte. Ebenfalls sehr vorsichtig könnte dieses Bündel von Sachverhalten als *Zeichen unterschiedlicher Relevanzstrukturen* gedeutet werden. Wenn man sehr allgemein davon ausgeht, daß die Gewißheit des Eigenen die Hinwendung zum Anderen begünstigt bzw. daß im Falle der Wipianer umgekehrt die Zweifelhaftigkeit des Eigenen zur Konzentration der Interessen auf diesen Bereich existentieller Probleme führt, würde sichtbar, daß die Interessen- und Motivationslagen von Wipianern und Vergleichsgruppe eine unterschiedliche Gestalt haben.

Für die Indikatorbildung wurde auch hier eine Gewichtung vorgenommen. Ein Kriterium war die Frage, ob eine Kommunikationsform 'zu wenig' oder aber 'gar nicht' stattfindet, das andere Kriterium war das Maß an Nähe/Entfertheit einer Bezugsgruppe bzw. -person. Mit Hilfe dieser Gewichtung konnten auch für die informelle fachliche Kommunikation vier Grade der Integration im Vergleich unterschieden werden.³⁵

³⁵ Um diesen Vergleich möglich zu machen, wurden an dieser Stelle die Kriterien methodischer Strenge etwas gelockert. Da die Antwortkategorien der Vergleichsgruppe nicht vollständig denen der Hauptuntersuchung entsprechen (beispielsweise fehlt hier die Kategorie *mit der eigenen WIP-Gruppe*), wurden die Antwortkategorien neu geordnet. Wichtigste Unterscheidung war dabei die zwischen einem eigenen, nahen Bereich und sozial entfernteren Bezugsgruppen. Auf dieser Ebene konnten unter-

Tabelle 6: Wahrnehmung der informellen fachlichen Kommunikation

Informelle fachl. Kommunikation	West	Ost	WIP
starker Mangel	3%	11%	13%
Mangel	13%	22%	23%
schwacher Mangel	60%	52%	33%
kein Mangel	24%	16%	32%

Die Prüfung von Zusammenhängen für die Gruppe der Wipianer zeigt, daß der Grad kommunikativer Zufriedenheit in keiner Weise mit dem Alter und dem Disziplinbereich variiert. Es bestehen sehr schwache Zusammenhänge zwischen Geschlechtszugehörigkeit und kommunikativer Zufriedenheit (Frauen sind tendenziell zufriedener als Männer) sowie zwischen formaler Qualifikation und Zufriedenheit (wer höher qualifiziert ist, nimmt tendenziell weniger Kommunikationsdefizite wahr).³⁶

Erwartungsgemäß zeigt sich mithin kein linearer Zusammenhang zwischen dem Grad struktureller Inklusion und kommunikativer Zufriedenheit. Immerhin läßt sich eine Tendenz in Richtung dieses Zusammenhangs feststellen, wenn man lediglich die Gruppen der Hochintegrierten und der Exkludierten gegenüberstellt. Dann wird sichtbar, daß ein starker Mangel an informeller fachlicher Kommunikation bei den Exkludierten nahezu dreimal so häufig auftritt wie bei den Hochintegrierten (33% gegenüber 11%).

Für die Vergleichsgruppe hängt der Grad kommunikativer Unzufriedenheit sehr viel deutlicher von soziodemographischen Variablen ab als bei den Wipianern. Trotz des in der Tabelle deutlich sichtbaren Unterschiedes zwischen West- und Ostdeutschen gilt, daß dieser Zusammenhang von Herkunft und Grad der Unzufriedenheit statistisch nur schwach signifikant ist. Immerhin: Der Anteil kommunikativ isolierter Wissenschaftler ist bei den Ostdeutschen fast dreimal so hoch wie bei den Westdeutschen (11% zu 3%), der Anteil der kommunikativ rund-

schiedliche Antwortkategorien als gleichwertig behandelt und zusammengefaßt werden.

³⁶ Ähnlich schwach sind die Korrelationen mit den Strukturindikatoren. Mit dem Grad der Lehrintegration besteht gar kein Zusammenhang; für die Betreuungsintegration, die Forschungsintegration sowie die Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer kann ein schwacher positiver Zusammenhang festgestellt werden (also die Tendenz, daß mit steigendem Integrationsgrad auch die kommunikative Zufriedenheit steigt). Einen etwas stärkeren – ebenfalls positiven – Zusammenhang gibt es zwischen der kommunikativen Zufriedenheit und der Akzeptanz durch den Hochschullehrer.

herum Zufriedenen liegt entsprechend bei den Westdeutschen um 50% höher als bei den Ostdeutschen (24% zu 16%).

Die statistisch gravierendsten Unterschiede ergeben sich durch die Variable *Geschlecht*. Durchgängig und statistisch hochsignifikant äußern die weiblichen Wissenschaftler ein höheres Maß an kommunikativer Unzufriedenheit als ihre männlichen Kollegen. Kombiniert man die Variablen *Geschlecht* und *Herkunft* erhält man folgende Rangliste der Unzufriedenheit mit der informellen fachlichen Kommunikation (je größer der Mittelwert in der Klammer ausfällt, um so größer ist die Unzufriedenheit – der Wert null steht für völlige Zufriedenheit): ostdeutsche Frauen (1,12), westdeutsche Frauen (0,99), ostdeutsche Männer (0,78), westdeutsche Männer (0,58). Nimmt man noch den Faktor *Alter* hinzu, der nicht durchgängig von Bedeutung ist, sondern nur für einzelne Teilgruppen, differenziert sich das Bild. Während bei den westdeutschen Männern – und in abgeschwächter Intensität auch bei den westdeutschen Frauen – die kommunikative Unzufriedenheit mit steigendem Alter abnimmt (je älter, desto zufriedener) zeigt sich bei den ostdeutschen Frauen die gegenläufige Tendenz: Mit dem Alter steigt auch das Maß an Unzufriedenheit mit der informellen fachlichen Kommunikation. Interessanterweise wirkt sich der Faktor *Alter* auf die kommunikative Unzufriedenheit bei den ostdeutschen Männern nicht aus. Die mit dem Alter steigende oder abnehmende Unzufriedenheit spiegelt die soziale Situation der betreffenden Gruppen. Während die westdeutschen Männer und Frauen der Untersuchungsgruppe mit steigendem Alter 'in Amt und Würden' zu finden sind und dementsprechend über große Freiheitsgrade in der Definition und Herstellung einer ihnen angemessenen Kommunikationsintensität verfügen, wird bei den ostdeutschen Frauen vermutlich die Diskrepanz zwischen den qua Position erwartbaren Kommunikationsmöglichkeiten und den gewünschten tendenziell größer. Hier wird also die These vertreten, daß die starke kommunikative Unzufriedenheit bei den ostdeutschen Frauen ihre Ursache wesentlich in beschränkten Karriereperspektiven hat. Dafür spricht die genauere Untersuchung von Karrierefiguren. Schaut man sich für die über fünfunddreißigjährigen Wissenschaftler der Vergleichsuntersuchung die Häufigkeit der Abweichung von einer groben Standardisierung einer universitären 'Normalbiographie' an, ergibt sich für die ostdeutschen Frauen als Gruppe der höchste Abweichungsgrad von einem solchen Muster.³⁷ 36% der ostdeutschen Frauen sind zu den 'Abweichenden' zu rechnen,

³⁷ Wesentliche Standardisierungsannahmen waren: Promotion bis 35, Habilitation bis 45 und befristete Stellen im Qualifikationsprozeß. Auf diese Weise konnte man beispielsweise folgende abweichende Konstellation erhalten: *nicht promoviert, unbefristete Stelle und älter als 35*, oder: *promoviert, befristete Stelle, älter als 45*. Die Inhaber von Drittmittelstellen waren in diesen Vergleich nicht einbezogen.

16% der ostdeutschen Männer und lediglich 1,5% der westdeutschen Männer. Die Quote der westdeutschen Frauen liegt nominell bei 20%, sollte aber wegen der geringen Fallzahlen nicht in den Vergleich einbezogen werden. Die Relationen der Gruppen zueinander sind in jedem Fall ein starkes Indiz für den vermuteten Zusammenhang von Karrierechancen und kommunikativer Zufriedenheit. In der Gruppe der ostdeutschen Frauen über fünfunddreißig findet sich der höchste Anteil derjenigen Wissenschaftler, bei denen die Diskrepanz zwischen Anerkennungsbedürfnissen und Anerkennungsmöglichkeiten unüberbrückbar scheint. Schaut man sich den Indikator *Zufriedenheit mit der informellen fachlichen Kommunikation* noch einmal im Vergleich zwischen den drei Gruppen an, findet sich neuerliche Evidenz für die oben entwickelte These, daß die Wipianer Identifikations- und Aneignungsschwierigkeiten in jenem Bereich haben, der strukturell ihr eigener sein könnte oder sein sollte. Dies läßt sich aus dem Konstruktionsprinzip des Indikators ableiten. In der (bei den Vergleichsgruppen) am stärksten besetzten Kategorie *schwacher Mangel* konnte nur zugeordnet werden, wer im Bereich der *eigenen Bezugsgruppen/-personen* zufrieden war und lediglich bei den entfernteren Bezugsgruppen ein Kommunikationsdefizit feststellte. Von daher läßt sich aufgrund der Zahlen des Indikators ein Aneignungsgefälle zwischen West- und Ostdeutschen konstatieren. Während die Westdeutschen im Bereich ihrer engeren Bezugsgruppen 'zu Hause' sind (84%, Addition der Kategorien *Zufrieden* und *schwacher Mangel*), läßt sich dies nur von 68% der Ostdeutschen und 65% der Wipianer sagen.³⁸

³⁸ Deutlich sichtbar ist in den Vergleichsgruppen kommunikative Zufriedenheit mit realisierter Karriere oder Erwartungen realisierbarer Karriere verbunden (die westdeutschen Professoren sind die Zufriedensten, die älteren ostdeutschen Frauen in Mittelbaupositionen ohne Karriereaussichten sind am unzufriedensten.) Vor diesem Hintergrund ist es eine erklärungsbedürftige Tatsache, daß der Anteil der 'Zufriedenen' unter den Wipianern doppelt so hoch ist wie unter den 'etablierten' Ostdeutschen an den Hochschulen (32% zu 16%) und auch über dem der Westdeutschen liegt. Der scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn man sieht, daß 45% der Wipianer die Frage unvollständig beantwortet haben (dagegen nur 8% der Westdeutschen und 5% der Ostdeutschen). Vergleicht man lediglich diejenigen miteinander, die die Frage vollständig beantwortet haben, bleibt der Anteil der 'Zufriedenen' bei den Ost- und Westdeutschen fast unverändert, reduziert sich bei den Wipianern jedoch auf 24%. Auch wenn man die Gruppen noch einmal unter der Perspektive maximaler Zufriedenheitsäußerung anschaut (viermal die Angabe, das Maß an informeller fachlicher Kommunikation sei 'gerade richtig'), verschwindet eine besondere Zufriedenheit der Wipianer: 21% der Westdeutschen geben maximale Zufriedenheit an, aber nur jeweils 13% der Ostdeutschen und der Wipianer. Andererseits ist der Anteil der Wipianer unter den maximal Unzufriedenen (diejenigen, die viermal

Indikator Akzeptanz durch Hochschullehrer

Ausgangspunkt dieser Indikatorbildung war folgende Frage: *Haben Sie den Eindruck, daß 'Ihr' Hochschullehrer Sie – unabhängig von den objektiven Bedingungen – nach 1996 gerne weiter in seinem Bereich beschäftigen würde?*

Angesichts der eher schwachen faktischen Integration überrascht auf den ersten Blick die positive Einschätzung der Akzeptanz sowohl bei den Einzelwissenschaftlern (53%) als auch bei den Gruppenleitern (58%). Da jedoch in der Formulierung der Frage ausdrücklich darum gebeten wurde, von den beschränkenden objektiven Bedingungen abzusehen, stand die *Wahrnehmung von Akzeptanzsignalen* im Zentrum der Antwort. Je eindeutiger die Situation des Geförderten am Lehrstuhl definiert ist (*auch* im Sinne des definitiven Ausschlusses einer Weiterbeschäftigung nach Programmende), um so ungefährlicher und folgenloser ist das Signalement von Akzeptanz durch den Hochschullehrer. Insofern schließen sich strukturelle Exklusion und personale Akzeptanz keineswegs aus. Im Gegenteil mag in manchen Fällen die Gewißheit des Hochschullehrers, nach 1996 keine Verpflichtungen gegenüber dem Wipianer zu haben, geradezu eine Voraussetzung dafür sein, Bedauern über das absehbare Ende und damit Akzeptanz zu signalisieren.

Für die Indikatorbildung wurde die Frage nach der Wahrnehmung von Akzeptanz mit den Antworten auf eine weitere Frage – nach den *Quellen* der Akzeptanzwahrnehmung – kombiniert.³⁹

einen Mangel äußern) am höchsten: 26% äußern sich in dieser Form, bei den Ostdeutschen sind es 16% und bei den Westdeutschen lediglich 11%.

³⁹ Antwortmöglichkeiten waren *explizite Äußerungen des Hochschullehrers*, entweder direkt dem Wipianer gegenüber oder zu Dritten, *Andeutungen in Gesprächen* (mit dem Befragten oder wieder mit Dritten); *erschließt sich aus dem Verhalten* war ebenso eine Kategorie wie *andere Quellen*. Für die Gewichtung wurde die explizite Äußerung des Hochschullehrers am höchsten bewertet. Alle anderen Quellen sind systematisch mit einem größeren Interpretationsrisiko verbunden, das heißt, die Information durchläuft entweder mehrere 'Filter' (wenn Dritte im Spiel sind), oder aber die eigene Interpretation muß sich auf 'abgeleitete' Evidenzen stützen (Andeutungen in Gesprächen, Schluß aus dem Verhalten).

Tabelle 7: Indikator *Akzeptanz durch Hochschullehrer*

Akzeptanz	
negativ – Aussage HL	2%
negativ (indirekt)	6%
unsicher	24%
positiv (indirekt)	22%
positiv – Aussage HL	34%
keine Angaben	12%

Gut ein Drittel der Befragten (34%) gibt an, die Erfahrung direkter Akzeptanz gemacht zu haben. Dies ist immerhin ein mehr als doppelt so hoher Anteil als der der strukturell Hochintegrierten. Trotzdem ist zu erwarten, daß die Akzeptanz-erfahrungen nicht losgelöst von den jeweiligen Inklusions- bzw. Exklusionstendenzen an den Hochschulen gemacht werden.

Die Prüfung auf Korrelationen mit den soziodemographischen Variablen zeigt erneut, daß keinerlei Zusammenhang mit den Variablen *Alter*, *Geschlecht*, *formale Qualifikation* und *Disziplinbereich* besteht. Dagegen bestätigt sich die Erwartung eines Zusammenhangs mit den Indices der strukturellen Inklusion. Nur mit der *Lehrtätigkeit* gibt es keine Korrelation. Zwischen der *Akzeptanz* auf der einen Seite sowie der *Betreuungstätigkeit*, dem *Forschungsengagement* und der *kommunikativen Zufriedenheit* andererseits besteht eine Korrelation mittlerer Stärke. Einen sehr starken Zusammenhang gibt es mit dem Indikator *Zusammenarbeit mit dem Hochschullehrer*: Wer in der Zusammenarbeit hoch integriert ist, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch direkte Akzeptanzsignale empfangen. Wer nicht mit dem Hochschullehrer zusammenarbeitet, wird mit entsprechend hoher Wahrscheinlichkeit Signale der Ablehnung erhalten bzw. wird sich in seiner Einschätzung unsicher sein. Der starke Zusammenhang zwischen struktureller Inklusion und Akzeptanz-erfahrung wird auch noch einmal durch den Blick auf die Extremgruppen verdeutlicht: 61% der Hochintegrierten, aber nur 17% der Exkludierten geben an, Erfahrungen direkter Akzeptanz gemacht zu haben.

Die Diskussion der beiden zuletzt dargestellten Indikatoren hat in systematischer Perspektive aufgezeigt, wie sich Strukturbedingungen einer Fremdheitsbeziehung (nämlich der zwischen Wipianern und der Organisation Hochschule) in Wahrnehmungen und Einschätzungen, die sich auf die Interaktionsebene beziehen, niederschlagen können. Mangelnde kommunikative Zufriedenheit im Bereich der engen beruflichen Bezugsgruppen/-personen und fehlende Zeichen der Akzeptanz (bzw. offene Zeichen der Ablehnung) repräsentieren Aspekte der Erfahrungsseite struktureller Exklusion. Wo Akzeptanz fehlt und Kommunikation

defizitär ist, entstehen Barrieren oder Grenzen, die festlegen, daß jenseits der Grenze Nichtzugehörigkeit beginnt. Insoweit zeigt auch die Analyse der strukturellen Exklusion an den Hochschulen, wie – auf der Grundlage einer gemeinsamen, formalen Zugehörigkeit – materiale Exklusion und symbolische Exklusion ineinandergreifen und einen Status zugehöriger Nichtzugehörigkeit, also sozialer Fremdheit reproduzieren. Ob oder in welchem Maße die Fremdheitserfahrungen verweigerter Teilhabe (durch die Hochschule) oder auch nicht realisierter Teilnahme (durch die Wipianer) geschuldet sind, muß offen bleiben. Es spricht jedoch einiges dafür (vor allem die an vielen Hochschulen lange gehegten Bedenken gegen die Aufnahme der Wipianer), daß die Aneignungswünsche der Wipianer größer waren als die reziproken Inklusionsinteressen der Organisationsseite, so daß diese eher dazu geneigt haben dürfte, jene Wünsche abzuwehren und symbolische Grenzen zu errichten. Zur Ergänzung der Untersuchung von Inklusion/Exklusion auf der Organisationsseite soll nunmehr geprüft werden, inwieweit die Wipianer an der fachspezifischen Kommunikation qua Publikations-tätigkeit beteiligt sind.

Publikationsverhalten im Vergleich

Der zentrale Nachweis wissenschaftlicher Tätigkeit ist die Publikation. Durch die Publikation präsentiert sich der Wissenschaftler mit seiner Arbeit (fach)öffentlich, wird also beobachtbar und hat im günstigen Falle Anteil an den wichtigen Diskussionen seines Faches. Ein wichtiger Aspekt bei der Frage nach der Integration ins Wissenschaftssystem ist also die Frage nach dem *Publikationsverhalten*. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß Unterschiede in der Zahl und Art der Veröffentlichungen zwischen den Wipianern und den Vergleichsgruppen Hinweise auf Exklusionstendenzen jenseits von Organisationsinteressen geben könnten, ob also die Wipianer als Wissenschaftler in das Kommunikationssystem Wissenschaft inkludiert werden oder nicht.

Sowohl in der Hauptuntersuchung als auch in der Vergleichsuntersuchung wurde nach der Zahl der Veröffentlichungen gefragt; getrennt für die Zeiträume 1985 bis 1989 sowie nach 1989 und unterschieden nach bestimmten Typen von Publikationen: Monographien, Zeitschriftenaufsätze, Buchbeiträge, Poster.

Die Ergebnisse zu diesem Aspekt lassen sich wie folgt thesenartig zusammenfassen:

- Es gibt keine dramatischen Veränderungen des Publikationsniveaus zwischen den Vergleichszeiträumen vor 1989 und seit 1989. Gerade für die Wipianer ist die Kontinuität des Publikationsverhaltens besonders hoch bzw. stabil. Wer

vor 1989 viel veröffentlicht hatte, hat tendenziell auch nach 1989 viel veröffentlicht; entsprechendes gilt für Wissenschaftler mit weniger Publikationen. Damit findet sich in den Daten dieser Untersuchung kein Hinweis darauf, daß der Wechsel des Wissenschaftssystems die Produktivität der ostdeutschen Wissenschaftler beeinflußt hat. Insbesondere im Hinblick auf die Kulturwissenschaftler ist dieses Ergebnis unerwartet.

- Es gibt keine großen Unterschiede im Publikationsniveau im Vergleich der drei Gruppen. Tendenziell schneiden die Wipianer sogar besser ab als die Vergleichsgruppen, was angesichts des deutlich höheren Durchschnittsalters der Wipianer (einundfünfzig gegenüber dreiundvierzig in der Vergleichsuntersuchung) und dem höheren Anteil an Habilitierten (40% gegenüber 30%) insbesondere für die Zeit vor 1989 nicht überraschen kann.
- Durchgängig liegt das Publikationsniveau der WIP-Geförderten etwas höher als das der ostdeutschen Vergleichsgruppe. Dieser Unterschied bleibt auch im Vergleich der beiden Zeiträume konstant. Wenn man davon ausgeht, daß die Wissenschaftler der Vergleichsgruppe zu großen Teilen auch schon vor 1989 an einer Hochschule der DDR gearbeitet haben, kommt in diesem Zusammenhang wohl auch noch einmal die unterschiedliche Arbeitssituation an der Hochschule und an der Akademie der Wissenschaften (Entlastung von Lehrtätigkeit) zum Tragen.

In den folgenden Tabellen werden die wichtigsten Publikationsformen *Monographien*, *Buchbeiträge* und *Zeitschriftenaufsätze* für die Vergleichszeiträume gegenübergestellt.

Tabelle 8a: Monographien im Vergleich

Anzahl der Monographien	West		Ost		Wip	
	vor 1989	nach 1989	vor 1989	nach 1989	vor 1989	nach 1989
keine	68%	68%	77%	72%	29%	27%
1-5 Monographien	24%	27%	20%	23%	25%	28%
6-10 Monographien	1%	1%	0%	1%	1%	1%
11-15 Monographien	1%	1%	-	-	<1%	<1%
mehr als 15 Monogr.	1%	1%	-	-	<1%	<1%
keine Antwort	4%	3%	3%	4%	44%	44%

Tabelle 8b: Buchbeiträge im Vergleich

	West		Ost		Wip	
	vor 1989	nach 1989	vor 1989	nach 1989	vor 1989	nach 1989
Anzahl der Buchbeiträge						
keine	62%	47%	61%	55%	16%	15%
1-5 Buchbeiträge	24%	36%	28%	33%	38%	37%
6-10 Buchbeiträge	6%	10%	5%	6%	6%	7%
11-15 Buchbeiträge	2%	3%	1%	2%	2%	3%
mehr als 15 Buchbeitr.	2%	2%	1%	1%	1%	2%
keine Antwort	5%	2%	3%	3%	37%	36%

Tabelle 8c: Zeitschriftenaufsätze im Vergleich

	West		Ost		WIP	
	vor 1989	nach 1989	vor 1989	nach 1989	vor 1989	nach 1989
Anzahl der Zeitschriftenaufsätze						
keine	40%	21%	26%	19%	5%	5%
1-5 Aufsätze	22%	41%	35%	33%	41%	43%
6-10 Aufsätze	15%	18%	16%	20%	24%	21%
11-15 Aufsätze	5%	8%	8%	10%	10%	7%
mehr als 15 Aufsätze	14%	12%	11%	15%	13%	14%
keine Antwort	4%	1%	3%	3%	8%	10%

Insbesondere im Bereich der *Monographien* lassen sich kaum Unterschiede feststellen. Für alle drei Vergleichsgruppen zeigt sich eine leichte Tendenz, nach 1989 mehr zu veröffentlichen als in den Jahren zuvor. Wenn man davon ausgeht, daß die hohe Quote fehlender Antworten bei den Wipianern in diesem Fall bedeutet, daß sie keine Monographien veröffentlicht haben, hat auch dieses Publikationsverhalten bei allen drei Gruppen eine ähnliche Häufigkeit.

Eine Besonderheit läßt sich allerdings unterhalb der Oberfläche ähnlicher Veröffentlichungsquoten vermerken. Schaut man sich den (statistischen) Einfluß der formalen Qualifikation auf die Veröffentlichung von Monographien an, überrascht die Tatsache, daß 21% der nicht-promovierten Wipianer nach 1989 Monographien publiziert haben (gegenüber 7% in der Vergleichserhebung). Dieser Relation entsprechend liegt die Veröffentlichungsquote der Promovierten und Habilitierten bei den Wipianern unter derjenigen der Vergleichsgruppe. Diese Besonderheit läßt sich im übrigen nur für die Monographien feststellen und verweist noch einmal darauf, wie wenig ein Teil der akademischen Lebenswege der ost-

deutschen Akademiewissenschaftler ins enge Korsett einer bundesdeutschen 'Normalbiographie' in der Wissenschaft paßt.

Auch bei den *Buchbeiträgen* liegen die Veröffentlichungsquoten aller drei Gruppen im Zeitraum nach 1989 auf einem ähnlichen Niveau. Der deutlich stärkere Anstieg bei den Westdeutschen im Vergleichszeitraum verweist auf den relativ hohen Anteil wissenschaftlichen Nachwuchses bei dieser Gruppe.

Die Veröffentlichung von *Zeitschriftenaufsätzen* kann als 'eigentlicher' Indikator für einen Zugang zur fachspezifischen Kommunikation gewertet werden. Zum einen werden aktuelle Forschungsergebnisse sehr häufig zunächst in Form von Fachartikeln publiziert, zum anderen haben alle Zeitschriften Auswahlkriterien, die sich an allgemeinen Qualitätsstandards in der Wissenschaft bzw. der jeweiligen Disziplin orientieren. Der Zugang zu den Zeitschriften ist daher ein Zeichen, daß die Arbeit eines Wissenschaftlers diesen Standards genügt.

Für den Zeitraum 1985-1989 zeigt sich, daß das Alter, die formale Qualifikation, die Art der Stelle und zum Teil auch der Disziplinbereich mit der Publikationshäufigkeit zusammenhängen. Ein höheres Alter und eine höhere formale Qualifikation sind ebenso signifikant mit einem höheren Qualifikationsniveau verbunden wie im Vergleichsdatensatz zusätzlich die Tatsache, eine unbefristete Stelle zu besitzen. Für die Wipianer gilt dieser Zusammenhang mit dem Alter und der formalen Qualifikation auch, ist aber schwächer ausgeprägt als in der Vergleichsgruppe. Dies kann als ergänzender Hinweis auf anders gelagerte wissenschaftsbiographische Muster an der Akademie der Wissenschaften verstanden werden. Außerdem wird erkennbar, daß bei den Wipianern in diesem Zeitraum die Naturwissenschaftler häufiger als die Kulturwissenschaftler Zeitschriftenartikel veröffentlichten. Für die ostdeutschen Wissenschaftler der Vergleichsgruppe ist dieser Zusammenhang nur noch als Tendenz erkennbar, bei den Westdeutschen verschwindet er völlig.

Interessanterweise verschwindet für den Zeitraum nach 1989 der Einfluß des Alters und der Art der Stelle auf die Publikationshäufigkeit. Allein die formale Qualifikation weist einen signifikanten Zusammenhang mit dem Publikationsverhalten auf. Auch hier gilt, daß bei den WIP-Geförderten der Zusammenhang deutlich schwächer ist. Diese Daten sprechen dafür, daß der wissenschaftliche Nachwuchs sich rasch einen Zugang zum Publikationsmarkt verschafft hat.

Hinsichtlich der Variable Disziplinbereich ergeben sich für die Zeit nach 1989 Zusammenhänge wiederum nur für die Ostdeutschen. Bei den ostdeutschen Wissenschaftlern der Vergleichsgruppe veröffentlichen die Naturwissenschaftler signifikant mehr als die Kulturwissenschaftler. Bei den Wipianern ist dieser Zusammenhang deutlich schwächer. Diese Daten können als Hinweis darauf verstanden werden, daß es für die Kulturwissenschaftler aus der ehemaligen DDR weniger

einfach als für die Naturwissenschaftler war, Zugang zur fachspezifischen Kommunikation zu erhalten. Dies hängt aber offenkundig mit einem bereits aus DDR-Zeiten tradierten Gefälle zwischen Natur- und Kulturwissenschaftlern zusammen. Die Publikationsintensität unterscheidet die ostdeutschen Kulturwissenschaftler eben auch von ihren westdeutschen Kollegen.

8 Fremdheit im Vergleich

Die Untersuchung materialer Exklusion der WIP-Geförderten ergab ein uneinheitliches Bild: Auf der Ebene der Organisation Hochschule waren eindeutige Exklusionstendenzen erkennbar, die sich offenkundig auch in der Wahrnehmung bzw. Erfahrung von mangelnder Inklusion niederschlugen. Andererseits zeigte sich – allerdings in einer ausschließlich quantitativen Perspektive – auf der Ebene der Publikationstätigkeit kein besonderer Unterschied zu den Vergleichsgruppen. Damit ließe sich unter Rekurs auf das theoretische Konzept von sozialer Fremdheit vermuten, daß die Gegenläufigkeit dieser Erfahrungen eine wesentliche Quelle von Fremdheitserfahrungen ist: Während die Erfahrungen im Kommunikationssystem Wissenschaft den Anspruch auf Anerkennung von Gleichwertigkeit stützen, wird auf der Ebene der Organisation häufig die Verweigerung von Akzeptanz kommuniziert. Je stärker diese Diskrepanz erfahren wird, um so schärfer müßte auch die Wahrnehmung symbolischer Exklusion werden. Das heißt, um so deutlicher werden Zeichen der Stigmatisierung und Herabsetzung gesehen. Und je mehr Zeichen dieser Art wahrgenommen werden, um so stärker wird die Bereitschaft sein, eine zunächst persönliche Erfahrung zu generalisieren, also soziale Fremdheit nicht auf der Ebene von Personen, sondern auf der Ebene von Gruppen zuzuschreiben. Gleichzeitig werden nicht nur Stigmatisierungserfahrungen, sondern eben auch Diskrepanzerfahrungen generalisiert. Das heißt, auch den anderen Stigmatisierten wird unterstellt, die Diskrepanz zwischen Gleichwertigkeitserwartungen und Verweigerung der Akzeptanz zu erfahren. Es entsteht also ein *Wir*, das nur auf den ersten Blick durch eine gemeinsame Herkunft verbunden ist. Tatsächlich verschafft erst die Diskrepanzerfahrung der Herkunft eine besondere, oberflächenwirksame Bedeutung. Damit knüpft die Analyse an dieser Stelle an die oben beschriebenen Konstruktionsmuster sozialer Fremdheit an und findet sie im quantitativen Datenmaterial wieder. Materiale und symbolische Exklusion bedingen und verstärken einander, denn die Behinderung des Zugangs zu Positionen und Rollen impliziert notwendig die Verwendung grenzziehender Symbole, Prozeduren und Rituale. Umgekehrt verdichten Wiederholungen symbolischer Exklusion deren Realitätsstatus, so daß das

Symbol allmählich nicht mehr nur die Funktion hat, auf eine andere (materiale) Grenze zu verweisen, sondern selbst eine Grenze mit quasi-materiale Status wird. Beispielsweise kann sich die symbolische Herabsetzung des Anderen soweit verselbständigen, daß alle Beteiligten so agieren, als sei das Herabsetzende tatsächlich ein unverrückbares soziales, psychisches oder biologisches Merkmal des Stigmatisierten.

Im folgenden geht es zunächst darum, aus verschiedenen Einstellungsitems einen Indikator sozialer Fremdheit zu bilden, um zu prüfen, in welchem Ausmaß sich bereits eine Generalisierungsbereitschaft der Fremdheitswahrnehmung entwickelt hat. Anders gesagt: inwieweit sich aus einem Bewußtsein der Einheit und Gleichwertigkeit, der Erfahrung einer asymmetrischen Differenz in der Einheit und einer Nichtakzeptanz der Nichtakzeptanz eine Zuschreibungsfigur 'soziale Fremdheit' verdichtet hat. Dabei ist nicht davon auszugehen, daß die persönlichen Diskrepanzerfahrungen im Rahmen des WIP die einzige Quelle für die Entwicklung eines Konstruktionsmusters sozialer Fremdheit sind. Das WIP selbst ist schließlich ein 'Fall' im Ost-West-Kontext, der hier als hochgeneralisiertes kulturelles Deutungsmuster für die Reproduktion einer Exklusionsbeziehung verstanden wird.

8.1 Soziale Fremdheit: Asymmetrie und Entwertung

Für die Operationalisierung sozialer Fremdheit wurden folgende Items als sprachliche Äquivalente von Asymmetrie und Entwertung, bezogen auf eine Position zugehöriger Nichtzugehörigkeit, ausgewählt.

- Gegenüber den westdeutschen Wissenschaftlern befinden sich die ostdeutschen in der Situation von Neuankömmlingen.
- Die Eingliederung der Ostwissenschaftler ins bundesdeutsche Wissenschaftssystem enthält demütigende Prozeduren.
- Die Vereinigung hat den meisten Ostwissenschaftlern eine Entwertung ihres bisherigen wissenschaftlichen Lebens gebracht.

Dem erstgenannten Item wurde besonderes Gewicht beigemessen, weil hier die grundlegende Beziehungsfigur zugehöriger Nichtzugehörigkeit beschrieben wird. Ihr ist eine strukturelle, auf Dauer gestellte Asymmetrie immanent. Der Neuankömmling ist ein Fremder für die Gruppe, zu der er kommt, unabhängig davon, welche Art von Fremdenstatus er erhält (ob er z. B. ein gern gesehener Gast oder ein weniger gern gesehener Arbeitsmigrant ist). Die immanente Asymmetrie der Beziehungsfigur weist den Einheimischen Dominanzrechte und Defi-

nitionsmacht zu (Ausnahme ist die Situation der Eroberung, dort kehren sich die Asymmetrieverhältnisse um).

Tabelle 9: Häufigkeitsverteilung der Items zu 'Sozialer Fremdheit'

Item	West	Ost	Wip- ianer
<i>Gegenüber den westdeutschen Wissenschaftlern befinden sich die ostdeutschen in der Situation von Neuankömmlingen</i>			
– ohne Einschränkung richtig	-	11%	18%
– mit Einschränkung richtig	41%	41%	56%
– nicht entscheidbar	33%	19%	12%
– von Ausnahmen abgesehen falsch	23%	26%	12%
– ohne Einschränkung falsch	3%	3%	3%
<i>Die Eingliederung der Ostwissenschaftler ins bundesdeutsche Wissenschaftssystem enthält demütigende Prozeduren</i>			
– ohne Einschränkung richtig	11%	41%	18%
– mit Einschränkung richtig	36%	39%	56%
– nicht entscheidbar	36%	10%	12%
– von Ausnahmen abgesehen falsch	14%	9%	12%
– ohne Einschränkung falsch	3%	1%	3%
<i>Die Vereinigung hat den meisten Ostwissenschaftlern eine Entwertung ihres bisherigen wissenschaftlichen Lebens gebracht</i>			
– ohne Einschränkung richtig	5%	15%	15%
– mit Einschränkung richtig	50%	45%	43%
– nicht entscheidbar	30%	19%	20%
– von Ausnahmen abgesehen falsch	14%	20%	19%
– ohne Einschränkung falsch	2%	1%	3%

Die beiden anderen Items formulieren Aspekte symbolischer Exklusion, die in dem im Zentralitem beschriebenen Beziehungsverhältnis erwartbar sind. Die Analyse der Deutungsmuster hat gezeigt, daß Demütigung und Entwertung als

typische Formen der Erfahrung von Asymmetrie auf Seiten der sozial Fremden zu verstehen sind.

Schaut man sich zunächst die Antwortverteilung bei den drei Items an, sind folgende Ergebnisse hervorzuheben:

1. Die Zustimmungsrate ist bei den Gruppen ostdeutscher Herkunft durchgängig höher (zwischen 52% und 80%) als bei den Westdeutschen (zwischen 41% und 55%).
2. Ebenfalls durchgängig zeigen sich die beiden ostdeutschen Gruppen entschiedener in ihrer Zustimmung, sind also bei jedem Item häufiger als die Westdeutschen der Überzeugung, der Satz sei 'ohne Einschränkung richtig'.
3. Die Wipianer stimmen der Neuankömmlingsthese deutlich stärker zu als die 'etablierten' Ostdeutschen (74% zu 52%).
4. Dagegen nehmen die 'etablierten' Ostdeutschen in etwas höherem Umfang *Demütigung* (80% zu 74%) und *Herabsetzung* (60% zu 58%) wahr.

Die beiden zuletzt genannten Ergebnisse können als Hinweis darauf gewertet werden, daß sich die Situation der beiden ostdeutschen Gruppen strukturell deutlich unterscheidet. Wie oben gezeigt wurde, ist die ostdeutsche Vergleichsgruppe an ihrer Hochschule inkludiert, die Asymmetrien gegenüber den Westdeutschen drücken sich vor allem in symbolischen Exklusionen aus. Die starken materialen Exklusionstendenzen bei den Wipianern verstärken aber offenkundig deren Bereitschaft, generalisierend ostdeutsche Wissenschaftler in der Situation von Neuankömmlingen zu sehen. Für die Wissenschaftserfahrung der Wipianer scheint die materiale Exklusion mindestens ebenso bedeutsam zu sein wie die symbolischen Aspekte. Bei der Vergleichsgruppe ist die Situation anders: Diese Ostdeutschen sind organisationsseitig inkludiert (das heißt hier vor allen Dingen: sie sind in existenzieller Hinsicht stärker entlastet) und sind aufgrund der Sicherheit der Inklusion verstärkt sensibilisiert für Prozesse der Stigmatisierung und Herabsetzung. Möglicherweise spielt auch eine Rolle, daß die ostdeutsche Vergleichsgruppe einen längeren und intensiveren asymmetrischen Alltagskontakt mit den Westdeutschen hat als die Wipianer. So ließe sich vermuten, daß die gegenläufigen Auffassungen über den Status ostdeutscher Wissenschaft und Wissenschaftler in alltäglichen Interaktionen – zumindest subtil – kommuniziert werden. Das wäre bereits ein hinreichender Grund für das Ergebnis, daß die Wahrnehmung von Demütigung und Herabsetzung bei der ostdeutschen Vergleichsgruppe am weitesten verbreitet ist.

Die These einer subtilen Kommunikation zumindest leiser Geringschätzung kann durch die Bildung des Indikators *Gleichwertigkeit* plausibilisiert werden. Dieser Indikator belegt am quantitativen Material, wie zwei wichtige Elemente des Konstruktionsmusters sozialer Fremdheit im engen Kontakt zweier Gruppen inein-

andergreifen: Die Westdeutschen verweigern die Anerkennung der Gleichwertigkeit, von den Ostdeutschen wird diese Nichtakzeptanz nicht akzeptiert. Es ist schwer vorstellbar, daß die mit den Items verbundenen Bilder nicht in Interaktionen und Handlungen der Wissenschaftler einen Ausdruck finden, also kommuniziert werden. Folgende Items bilden den Indikator:

- In meiner Disziplin ist es Konsens, daß der Leistungsstand des Faches in der DDR niedriger war.
- Es gibt keinen Unterschied in der Leistungsfähigkeit zwischen ost- und westdeutschen Wissenschaftlern.

Das erste Item thematisiert die Gleichwertigkeit/Ungleichwertigkeit beruflicher Tätigkeit und Ausbildung im Vergleich zwischen DDR und Bundesrepublik. Dies ist eine kontextspezifische Variante jener grundlegenden Asymmetrie, die im Rahmen der staatlichen Vereinigung die ostdeutsche Herkunft/Vergangenheit zu einem prekären Stigmapotential werden ließ und auf der anderen Seite westdeutsche Herkunft mit einem Expertenstatus für Wirklichkeitswissen verband.

Eine Konsequenz grundlegender Asymmetrieüberzeugungen hinsichtlich eines Professionalitätsgefälles zwischen West und Ost wäre die Annahme, daß sich entsprechend diesem Gefälle die Bedingungen beruflicher Sozialisation unterschieden haben müssen, was sich wiederum in einem Leistungsunterschied zwischen ost- und westdeutschen Wissenschaftlern unter den Bedingungen eines westdeutsch dominierten Wissenschaftssystems niederschlagen sollte. Diese Überzeugung würde sich in der Ablehnung des zweiten Items ausdrücken. Erwartungsgemäß zeigen sich im Antwortverhalten große Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen. So sind nur 50% der Westdeutschen, aber 85% der Ostdeutschen bzw. 81% der Wipianer der Ansicht, daß es keinen Leistungsunterschied zwischen ost- und westdeutschen Wissenschaftlern gibt. 'Ohne Einschränkung' halten dies gar nur 16% der Westdeutschen, aber 42% der Ostdeutschen für richtig.

Der einzige Gewichtungsfaktor für die Indikatorbildung war der Zustimmungsbzw. Ablehnungsgrad.⁴⁰ Es ergibt sich folgendes Bild:

⁴⁰ Die Ablehnung des ersten Items und die Zustimmung zum zweiten wurde als Zeichen des Anspruchs auf bzw. der Anerkennung von Gleichwertigkeit gewertet. In der Kategorie 'nicht vorhanden' sind all jene zusammengefaßt, die auf den Faktor Null kommen. In der Kategorie 'mit Einschränkung' sind alle Fälle mit ein oder zwei Gewichtungspunkten zusammengefaßt. Die Gleichwertigkeit ist 'gegeben', wenn drei oder vier Punkte erreicht wurden.

Tabelle 10: Gleichwertigkeit ostdeutscher Wissenschaftler

	West	Ost	WIP
nicht vorhanden	43%	8%	10%
mit Einschränkungen	27%	28%	30%
gegeben	30%	65%	61%

43% der Westdeutschen sind dezidiert der Auffassung, daß keine Gleichwertigkeit zwischen Ost- und Westdeutschen Wissenschaftlern existiert. Weitere 27% sind nur in Ansätzen bereit, Gleichwertigkeit zuzugestehen, so daß sich von 70% der Westdeutschen vermuten läßt, daß ihre Wahrnehmung einer in wissenschaftlicher Hinsicht asymmetrischen Beziehung einen mehr oder minder deutlichen kommunikativen Ausdruck findet. Die Zahlen zeigen, daß es unter den Wissenschaftlern eine Reziprozität zwischen ostdeutschen Ansprüchen und westdeutscher Verweigerung der Anerkennung eben dieser Ansprüche gibt. Damit spiegeln sich in den Zahlenrelationen des Indikators nicht nur die Hintergrundannahmen konkreter Interaktionsprozesse zwischen Ost- und Westdeutschen an den Hochschulen wider. Vielmehr ist hier ein Zeichen jener strukturellen Asymmetrie zu erkennen, die grundlegend für die Beziehung der beiden Herkunftsgruppen ist. Die Items des Indikators 'Soziale Fremdheit' thematisieren die Asymmetrie, indem sie Aspekte sozialer Exklusion ostdeutscher Wissenschaftler beschreiben. Der Indikator zeigt also an, in welcher Intensität ein Bewußtsein von Asymmetrie und Entwertung ostdeutscher Wissenschaftler vorhanden ist.⁴¹

Tabelle 11: Gewißheitsgrade der sozialen Fremdheit ostdeutscher Wissenschaftler

Soziale Fremdheit	West	Ost	WIP
niedrig	43%	27%	27%
mittel	37%	37%	26%
hoch	21%	36%	48%
keine Antwort	(4%)	(2%)	(4%)

⁴¹ Für die Bildung des Indikators *Soziale Fremdheit* wurde wieder eine Gewichtung der Antwortkategorien vorgenommen. Das zentrale Item wurde gegenüber den beiden anderen Items ebenso stärker gewichtet wie der höhere Grad der Zustimmung ('ohne Einschränkung richtig') gegenüber einer weniger entschiedenen Haltung ('mit Einschränkung richtig'). Auf der Grundlage dieser Operationen lassen sich drei Gewißheitsgrade sozialer Fremdheit unterscheiden.

Sehr deutlich wird, daß sich die Perspektiven der Partner in einer asymmetrischen Beziehung unterscheiden. In der dominanten Gruppe ist das Bewußtsein einer generalisierten Asymmetrie und symbolischen Exklusion sehr viel weniger verbreitet als bei jenen, die darunter leiden. Dies soll nicht heißen, daß die Wahrnehmung der einen Gruppe richtig und die der anderen verzerrt ist. Beiden Wahrnehmungsweisen liegen unterschiedliche Annahmen über die soziale Wirklichkeit zugrunde und jeder Perspektive ist die Tendenz zur rekursiven Selbstbestätigung immanent.

Das heißt, jede der Perspektiven wird in der Lage sein, Evidenz zu produzieren, also Belege zu finden und vorzuführen, die die Richtigkeit der jeweiligen Sichtweise bestätigen. So könnten beispielsweise die Befragten der westdeutschen Vergleichsgruppe von vielen Fällen zu berichten wissen, in denen die akademische Karriere ostdeutscher Kollegen durch die Wende nicht unterbrochen wurde und mit dieser persönlichen Erfahrung den Items des Indikators nicht oder nur sehr beschränkt zustimmen.

Auf der anderen Seite denken die befragten Ostdeutschen vielleicht primär an die vielen ehemaligen Kollegen, die den Sprung nicht geschafft haben. Im ersten Fall gibt es also gute Gründe, die Generalisierung der Items einzuschränken oder abzulehnen, im zweiten Fall wäre ihnen mit oder ohne Einschränkung zuzustimmen.

Nicht ganz unerwartet sind es die westdeutschen Männer, die eine soziale Fremdheit der ostdeutschen Wissenschaftler am wenigsten wahrnehmen. Dazu die folgende Tabelle:

Tabelle 12: Gewißheitsgrade sozialer Fremdheit und Geschlechtszugehörigkeit

Soziale Fremdheit	West		Ost		WIP	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
niedrig	43%	38%	26%	31%	27%	26%
mittel	39%	29%	29%	31%	28%	18%
hoch	18%	33%	35%	37%	46%	55%

Nimmt man bei den Männern noch die Position hinzu, zeigt sich, daß der westdeutsche männliche 'Mittelbau' von allen soziodemographischen Teilgruppen diejenige ist, die am wenigsten eine soziale Fremdheit der ostdeutschen Wissenschaftler registriert. 55% dieser Gruppe nimmt überhaupt keine Fremdheit wahr, und lediglich 10% sehen in starkem Maße Asymmetrie und Herabsetzung. Der Grund dafür dürfte in der Kombination einer starken Konkurrenzorientierung

dieser Gruppe sowie der Wahrnehmung liegen, daß die Ostdeutschen im Bereich des wissenschaftlichen Nachwuchses tatsächlich als gleichwertige Konkurrenten auftreten.

Der Blick auf den statistischen Zusammenhang des Indikators mit soziodemographischen Variablen zeigt – außer der Herkunft – kaum Korrelationen. Eine Ausnahme ist die Variable *Disziplinzugehörigkeit*. Kulturwissenschaftler nehmen signifikant häufiger als Naturwissenschaftler soziale Fremdheit wahr, und zwar unabhängig von der Herkunft: 42% der Kulturwissenschaftler, aber nur 24% der Naturwissenschaftler stimmen den Aussagen hinsichtlich Asymmetrie und Herabsetzung der ostdeutschen Wissenschaftler zu. Dieses Ergebnis spiegelt den Einfluß der jeweiligen Beobachterbedingungen im Hinblick auf Phänomene einer asymmetrischen Beziehungsstruktur. Ich habe die These, daß die Beobachtung von Ost-West-Beziehungen im Wissenschaftssystem im naturwissenschaftlichen Kontext durch die Annahme einer einheitlichen Naturwissenschaft in Ost und West präformiert wird, wogegen die Kulturwissenschaftler eher mit dem Axiom eines unter westdeutschen Bedingungen nicht mehr brauchbaren Wissenschaftsverständnisses ostdeutscher Kulturwissenschaft ihre Wirklichkeitswahrnehmung organisieren. Für diese Interpretation spricht das Antwortverhalten bei folgenden zwei Items: der Aussage,

- Naturwissenschaftler konnten nach 1989 bruchlos mit den theoretischen Grundlagen ihrer Disziplin weiterarbeiten,

stimmten 65% der Naturwissenschaftler, aber nur 23% der Kulturwissenschaftler zu (die in ihrer Mehrheit – 68% – die Frage für „nicht entscheidbar“ hielten). Das ‘Gegenstück’ zu dieser Aussage lautete:

- Kultur- und Gesellschaftswissenschaftler der DDR mußten im Wissenschaftssystem der BRD hinsichtlich der Grundlagen ihrer Disziplin ganz neu anfangen.

Hier stimmten die Kulturwissenschaftler mehrheitlich zu (61%). Aber auch von den Naturwissenschaftlern waren 48% von der Richtigkeit überzeugt; weitere 48% votierten für ‘nicht entscheidbar’. Das Antwortverhalten bei diesen beiden Items weist keinen statistisch signifikanten Zusammenhang mit der Herkunft auf. Diese Ergebnisse sprechen für die These, daß soziale Fremdheit ostdeutscher Wissenschaftler primär an Kulturwissenschaftlern beobachtet wird – und zwar sowohl von den Kulturwissenschaftlern selbst als auch von den Naturwissenschaftlern. Das heißt, Naturwissenschaftler beobachten die hier gemessene soziale Fremdheit mit größerer Distanz, also eher als die Fremdheit der anderen. Folge davon ist, daß sie auch in geringerem Ausmaß diese Fremdheit wahrnehmen als die Kulturwissenschaftler.

Die Tatsache, daß im Vergleich der beiden ostdeutschen Gruppen die Wipianer eine deutlich intensivere Wahrnehmung sozialer Fremdheit haben, ist durch ihre Statusunsicherheit im WIP bzw. ihre konkreten Erfahrungen der Nichtzugehörigkeit, etwa in Lehre, Forschung und Betreuungstätigkeiten an der Hochschule (siehe Kapitel 7.2) zu erklären. Zu dieser stärkeren Belastung durch Erfahrungen des Ausgeschlossenseins paßt es, daß das Bewußtsein der Gleichwertigkeit bei den Wipianern etwas geringer ausgeprägt ist als bei der ostdeutschen Vergleichsgruppe (vgl. Tabelle 10).

8.2 Kulturelle Fremdheit

Bei der Operationalisierung kultureller Fremdheit sollte die Form reflexiver Unvertrautheit im Mittelpunkt stehen, weil hier die Erfahrung der Widerständigkeit und die Erwartung des Fremdbleibens dem Fremden eine besondere lebensweltliche Beständigkeit zuweisen. Dementsprechend sollten die Items auf die Erfahrung einer Grenze gegenüber einer anderen Wirklichkeitsordnung hinweisen. Folgende Items wurden für die Indikatorbildung ausgewählt.⁴²

- Ich habe oft den Eindruck, daß Westdeutsche mit denselben Dingen eine andere Bedeutung verbinden als Ostdeutsche.
- Es gibt gravierende Mentalitätsunterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen.
- Nach meiner Erfahrung haben Westdeutsche große Schwierigkeiten, sich in die Perspektive der Ostdeutschen hineinzusetzen.⁴³

⁴² In einer früheren Veröffentlichung (Stenger 1997a) gingen fünf Items in den Indikator *Kulturelle Fremdheit* ein. Die jetzt fehlenden Items waren Ergänzungen zu den Thematisierungen von *Mentalität* und *Empathie*. Da sie keine systematische Erweiterung der Operationalisierung von kultureller Fremdheit darstellen, wurde zugunsten einer verbesserten Übersichtlichkeit auf ihre weitere Verwendung verzichtet. Die Items hatten folgenden Wortlaut:

- 'Ich habe nicht das Gefühl, mit der westdeutschen Mentalität wirklich vertraut zu sein.'

- 'Das Verhalten Ostdeutscher ist für mich besser zu durchschauen und zu verstehen als das Verhalten Westdeutscher.'

⁴³ In der Vergleichsuntersuchung wurde bei dem ersten und dem dritten Item die Reihenfolge der Worte *Westdeutsche* und *Ostdeutsche* umgekehrt. Das berührt systematisch nicht die Formulierung von Grenzerfahrungen, verringert aber im letzten Item sicherlich die Bereitschaft der Ostdeutschen in der Vergleichsgruppe zuzustimmen. Auch wenn der systematische Sachverhalt unverändert bleibt, macht es für das

In allen drei Items wird eine Grenze thematisiert bzw. die Möglichkeit erscheint am Horizont, daß in jeder konkreten Interaktionssituation zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen eine Grenze erfahren werden könnte. In jeder der verwendeten Formulierungen handelt es sich um eine Grenze gemeinsamer Selbstverständlichkeiten. Unvertrautheit mit dem kognitiven Hintergrund des Anderen wird erwartet, ebenso das Eintreten von Verständigungsproblemen. Die Erwartung des Fremdbleibens ist ein Hinweis auf gescheiterte Aneignungsversuche, auf die Widerständigkeit des Fremden.

Auch in diesem Fall hat das erstgenannte Item einen herausgehobenen Stellenwert. Es formuliert den elementaren Tatbestand des Konzepts kultureller Fremdheit: Die Überzeugung, daß die anderen die Ordnung meiner sozialen Wirklichkeit nicht teilen und in wesentlichen Aspekten der Ordnungstätigkeit mit anderen Kontextualisierungen arbeiten, daß sie – mit dem Begriff von Alfred Schütz – über andere *Relevanzstrukturen* verfügen. 'Dieselben Dinge' sind in Ost und West in unterschiedlichen Bedeutungszusammenhängen eingeordnet, sie haben im Wissen von der Wirklichkeit einen anderen Ort. Daß die Unterschiedlichkeit der Ordnungen unterschiedliche 'Mentalitäten' hervorbringt, ergibt sich ebenso aus dieser grundlegenden Überzeugung wie die Tatsache, daß es sehr schwierig ist, die Perspektive der jeweils anderen Ordnung einzunehmen (was – theoretisch gesehen – ja jeweils der Versuch einer Grenzüberschreitung wäre).

Antwortverhalten einen Unterschied, wer die 'Schwierigkeiten' hat, sich in den anderen hineinzusetzen. Es ist psychologisch einfacher, zuzustimmen, wenn damit die Verantwortung für eine gemeinsam mißliche Situation dem anderen zugeschrieben wird. Insofern ist eine uneingeschränkte Vergleichbarkeit bei diesem Indikator nur zwischen den Wipianern und den Westdeutschen gegeben. Bei den Daten für die Ostdeutschen ist die hier thematisierte Einschränkung zu beachten.

Tabelle 13: Häufigkeitsverteilung der Items zu 'Kultureller Fremdheit'

Item	West	Ost	Wipianer
<i>Ich habe oft den Eindruck, daß Westdeutsche* mit denselben Dingen eine andere Bedeutung verbinden als Ostdeutsche</i>			
– ohne Einschränkung richtig	9%	17%	9%
– mit Einschränkung richtig	39%	44%	45%
– nicht entscheidbar	35%	27%	32%
– von Ausnahmen abgesehen falsch	13%	10%	13%
– ohne Einschränkung falsch	2%	1%	1%
<i>Es gibt gravierende Mentalitätsunterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen</i>			
– ohne Einschränkung richtig	16%	24%	17%
– mit Einschränkung richtig	48%	52%	51%
– nicht entscheidbar	18%	13%	12%
– von Ausnahmen abgesehen falsch	48%	10%	16%
– ohne Einschränkung falsch	16%	1%	3%
<i>Nach meiner Erfahrung haben Westdeutsche* große Schwierigkeiten, sich in die Perspektive der Ostdeutschen hineinzuversetzen</i>			
– ohne Einschränkung richtig	4%	6%	28%
– mit Einschränkung richtig	41%	37%	52%
– nicht entscheidbar	39%	37%	14%
– von Ausnahmen abgesehen falsch	15%	19%	6%
– ohne Einschränkung falsch	1%	2%	-

*siehe Fußnote 39

Zunächst die wichtigsten Ergebnisse aus der Häufigkeitsverteilung:

1. Dem Zentralitem stimmen 61% der Ostdeutschen, 54% der Wipianer und 48% der Westdeutschen zu.

2. Von der Existenz 'gravierender Mentalitätsunterschiede' sind 76% der Ostdeutschen, 68% der Wipianer und 64% der Westdeutschen überzeugt.
3. Wie erwartet, wirkt sich bei dem Item zur Empathiefähigkeit die Vertauschung der Zuordnung der 'Verantwortung' (siehe Fußnote 39) auf Seiten der Ostdeutschen als Zustimmungsbremse aus. 80% der Wipianer sehen die 'großen Schwierigkeiten der Westdeutschen' und 45% der Westdeutschen entsprechend die 'großen Schwierigkeiten der Ostdeutschen', sich in die jeweils andere Perspektive hineinzusetzen. Immerhin noch 43% der befragten Ostdeutschen der Vergleichsgruppe bekennen sich zu eigenen 'großen Schwierigkeiten' im Verständnis der westdeutschen Sicht.
4. Bei diesen Items läßt sich nicht mehr durchgängig ein höherer Grad der Gewißheit auf Seiten der beiden ostdeutschen Gruppen feststellen. Tendenziell ist das noch der Fall, aber vereinzelt sinkt die Gewißheit auf Westniveau (z. B. bei den Wipianern hinsichtlich des Zentralitems).

Die Gewichtung bei der Indikatorbildung entsprach derjenigen im Fall der *Sozialen Fremdheit*. Der Indikator *Kulturelle Fremdheit* zeigt dann folgendes Bild:

Tabelle 14: Gewißheitsgrade kultureller Fremdheit

Grade kultureller Fremdheit	West	Ost	WIP
niedrig	21%	14%	13%
mittel	36%	30%	35%
hoch	43%	56%	52%

Der Indikator *Kulturelle Fremdheit* mißt die Wahrnehmung von Sinn Grenzen, also die Wahrnehmung von Grenzen zwischen der eigenen Ordnung sozialer Wirklichkeit und der in Kommunikationen sichtbaren anderen Ordnung dieser Wirklichkeit. Nur jeweils eine kleine Minderheit der Befragten nimmt diese Sinn Grenzen zwischen Ost- und Westdeutschen nicht wahr. Um die 80% in jeder Gruppe macht den Unterschied zwischen den Wirklichkeitsperspektiven der Ostdeutschen und denen der Westdeutschen, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität bzw. Reichweite.

Die ostdeutsche Vergleichsgruppe hat die intensivste Wahrnehmung von Sinn Grenzen. Bedenkt man zudem, daß diese Gruppe bei der Zustimmung zum Empathie-Item die größte Hürde zu überwinden hatte, wird deutlich, mit welcher Schärfe hier die Fremdheit westdeutscher Sinnherstellung und Bedeutungskontexte wahrgenommen wird. Dieses Ergebnis ist konsistent mit den Überlegungen zu den Unterschieden zwischen den ostdeutschen Gruppen im Zusammenhang

mit der Erfahrung sozialer Fremdheit. In der Vergleichsgruppe spielte die Wahrnehmung symbolischer Exklusion eine deutlich größere Rolle als die materiale Exklusion. Vermutlich besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Erfahrung symbolischer Exklusion und der Bereitschaft, kulturelle Fremdheit besonderer Intensität zuzuschreiben. Zum einen liegt hier in systematischer Perspektive die Möglichkeit, Reziprozität herzustellen, also Abwertung und Herabsetzung in der einen Erfahrungsdimension Gleichwertigkeit oder gar Überlegenheit in der anderen Erfahrungsdimension entgegenzusetzen. Zum zweiten mag empirisch auch hier entscheidend sein, daß die Vergleichsgruppe tendenziell intensivere und umfangreichere Erfahrungen des alltäglichen Kontakts mit Westdeutschen hatte als die Wipianer. Insofern wäre die schärfere Wahrnehmung von Sinn Grenzen auch auf die größere Interaktionsdichte und damit auf die größere Nähe zurückzuführen.

Diese Interpretation führt zu der Frage, warum dann an den Westdeutschen bei gleicher Nähe nicht eine ähnliche Intensität der Wahrnehmung von Sinn Grenzen zu beobachten ist wie bei der ostdeutschen Vergleichsgruppe. Die Antwort ist ein Hinweis auf das theoretische Konzept von Fremdheit. Konstitutiv für eine Fremdheitsbeziehung ist demnach nicht das Innen-Außen-Verhältnis allein, sondern zusätzlich dessen problematische Relevanz, also die Tatsache, daß mit der Unterscheidung ein Handlungsproblem verbunden und keine Haltung der Indifferenz möglich ist. Im vorliegenden empirischen Zusammenhang läßt sich nun die These formulieren, daß die Beziehungskonstellation den Ostdeutschen weit weniger Distanz gegenüber dem gemeinsamen Handlungsproblem erlaubt als den Westdeutschen. Die geringere Distanz der Ostdeutschen resultiert aus den strukturellen Rahmenbedingungen sowohl des allgemeinen Ost-West-Kontextes als auch denen des spezielleren sozialen Kontextes Hochschule. Prägend ist jeweils eine Asymmetrie, die 'den' Westdeutschen im Zweifelsfall als Experten für Wirklichkeitswissen ausweist und Definitionsmächtigkeit strukturell auf seiner Seite ansiedelt. Das heißt, Westdeutsche sind tendenziell häufiger als Ostdeutsche in der Lage, gemeinsame Interaktions- und Handlungsprobleme qua Entscheidung zu lösen und damit für sich zu entproblematisieren, also Distanz zu gewinnen. Die unterschiedliche Intensität der Wahrnehmung kultureller Fremdheit wird hier mithin als Produkt der spezifischen Asymmetrie zwischen Ost- und Westdeutschen verstanden: Aufgrund der asymmetrischen Struktur der Beziehung besitzt die Fremdheit der Anderen für die Ostdeutschen eine größere Relevanz als für die Westdeutschen.

Eine zentrale These dieser Untersuchung ist die einer strukturell grundlegenden Asymmetrie der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen. Als eine wesentliche Ursache dieser Asymmetrie wurde die Kontinuität bzw. Diskontinuität ge-

nannt, mit der nach der Vereinigung an das bis zu diesem Zeitpunkt gültige Wirklichkeitswissen angeknüpft werden konnte. An dieser Stelle kam es zu einer 'primären' Hierarchisierung: Ostdeutsches Wissen war 'weniger wert' als westdeutsches, jedenfalls (fast) immer dann, wenn es um konkurrierende Bestimmungen dessen ging, was der Fall ist. Die Obsoleszenz ostdeutschen Wissens hatte zur Folge, daß 'westdeutsche Herkunft' mit einem Expertenstatus für Wirklichkeitswissen verknüpft wurde. Anders gesagt: Die Hierarchisierung des Wirklichkeitswissens hat die Experten-Laien-Konstellation als latentes Rollenmodell aller Ost-West-Interaktionen etabliert.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Zuschreibung kultureller Fremdheit an die Westdeutschen für die Ostdeutschen ein besonderes identitätspolitisches Gewicht. Grenzziehung bedeutet dann, die eigene Wirklichkeitsperspektive gegen einen alle Lebensbereiche dominierenden Zuständigkeitsanspruch westdeutscher Definitionsmacht zu verteidigen. Indem nun der Andere zum kulturell Fremden gemacht wird, kann ihm die Zuständigkeit für die eigene Wirklichkeitsordnung abgesprochen werden. Die Konstruktion kultureller Fremdheit ist für den Konstrukteur eben auch ein Mittel identitätspolitischer Gestaltung, durch das die Konturen des Eigenen gegen überformende Ansprüche behauptet werden. Wenn man so will, erweist sich hier das Fremde als eine Herausforderung für die Gestaltung des Eigenen.

Die empirischen Erhebungen enthalten ein Item, das den Westdeutschen die Kompetenz für ostdeutsches Wirklichkeitswissen abspricht:

- Den Analysen, die westdeutsche Wissenschaftler über die DDR vorlegen, fehlt deutlich das Grundwissen über die Wirklichkeit des Lebens in der DDR.

Das Antwortverhalten bei diesem Item legt die Vermutung nahe, daß sich Ost- und Westdeutsche in der Lesart dieser Aussage weitgehend voneinander unterscheiden.

	Westdeutsche	Ostdeutsche	Wipianer
falsch	11%	2%	4%
nicht entscheidbar	56%	13%	27%
richtig	33%	85%	69%

Mit der These von der unterschiedlichen Lesart ist gemeint, daß die Westdeutschen in ihrer Mehrheit (56 %) das Item offenbar als Sachaussage verstanden haben und innerhalb ihres Wissenshorizonts nicht entscheiden können, wie das Verhältnis von wissenschaftlichen Analysen und DDR-Lebenswirklichkeit ist

(weil sie im Zweifelsfall – so die ergänzende Vermutung – beides nicht genug kennen, um den ‘Wahrheitsgehalt’ der Aussage zu beurteilen).

Für die Ostdeutschen liegt dagegen die zentrale Aussage des Items auf der Beziehungsebene, sagt also am Beispiel wissenschaftlicher Untersuchungen etwas grundlegendes über die Struktur der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen. Da auch die ostdeutschen Wissenschaftler kaum mehr westdeutsche Analysen lesen werden als ihre Kollegen westlicher Herkunft, müßten sie auf der Sachebene das Item ebenfalls für ‘nicht entscheidbar’ halten. Die hohe Zustimmung (85 bzw. 69 %) Ablehnung kann daher als Ausdruck der generalisierenden Überzeugung verstanden werden, daß im allgemeinen Westdeutsche nichts von der ostdeutschen Wirklichkeitsordnung verstehen (sich aber gleichwohl Expertenstatus anmaßen).

So wie im Erfahrungsfeld sozialer Fremdheit die Ostdeutschen den Tendenzen zur Nichtakzeptanz Gleichwertigkeitsansprüche entgegensetzen, kann auch das Antwortverhalten beim Item *Wirklichkeitswissen* als Zeichen des Anspruchs auf Gleichwertigkeit der eigenen Wirklichkeitsordnung verstanden werden. Eine weitere Stützung findet diese Interpretation durch die Tatsache, daß es eine signifikante und starke Korrelation zwischen dem Item und den Indikatoren *soziale Fremdheit* und *kulturelle Fremdheit* gibt. Das heißt, wer dem Item zustimmt, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch deutliche Wahrnehmungen sozialer und kultureller Fremdheit haben.

Interessanterweise läßt sich auch bei diesem Item beobachten, daß die ostdeutsche Vergleichsgruppe tendenziell schärfere Abgrenzungen gegenüber den Westdeutschen vornimmt, als dies die Wipianer tun. Das kann als weiteres Indiz für den oben entwickelten Erklärungszusammenhang gelten, daß die ostdeutsche Vergleichsgruppe mehr Erfahrungen mit symbolischen Exklusionen im Rahmen asymmetrischer Alltagskontakte hat und daher – unter der Bedingung organisationsbezogener Inklusion – stärkere Abgrenzungsbedürfnisse gegenüber den Westdeutschen entwickelt.

Wiewohl reflexive Unvertrautheit analytisch im Mittelpunkt steht, sollen auch ergänzende Erkenntnisse zu einfacher und ambivalenter Unvertrautheit gesammelt werden. Mit *einfacher Unvertrautheit* ist die Erfahrung oder Erwartung vollständiger Aneignung bzw. Verfügung verbunden. In den quantitativen Untersuchungen ist ein Item enthalten, das die Selbstverwaltungsstruktur der Hochschule als Gegenstand einfacher Unvertrautheit ‘anbietet’:

- Mit der Selbstverwaltungsstruktur meiner Hochschule bin ich vertraut.

Die Selbstverwaltungsstruktur der eigenen Hochschule ist ein gut zugänglicher und überschaubarer Bereich des organisationsbezogenen Alltagswissens: Nicht

jedes Organisationsmitglied muß dies wissen, aber jedes kann dies wissen. Insofern ist Vertrautheit ein Zeichen der Identifikation und Aneignung.

	Westdeutsche	Ostdeutsche	Wipianer
falsch	17%	21%	27%
nicht entscheidbar	9%	13%	19%
richtig	74%	66%	54%

Vor dem Hintergrund der bisherigen Forschungsergebnisse kann die Häufigkeitsverteilung als Spiegelung unterschiedlicher Inklusionsgrade interpretiert werden. Dies bestätigt sich, wenn man sich den Zusammenhang mit verschiedenen Variablen anschaut. So zeigt sich bei den Wipianern als Gruppe mit dem insgesamt geringsten Inklusionsgrad und dem geringsten Maß an Vertrautheit intern eine erneute Differenzierung nach Inklusion und Vertrautheit: Es gibt eine starke und signifikante Korrelation bei dieser Antwort mit dem Inklusionsindikator (Tabelle 5b). Das heißt, mit dem Grad materialer Inklusion steigt auch bei den Wipianern die Vertrautheit mit der Selbstverwaltungsstruktur.

Als entscheidende Variable erweist sich für die Vergleichsgruppen jeweils die Art der Stelle: 88% der Inhaber unbefristeter Stellen, 57% der Wissenschaftler mit befristeten Stellen und lediglich 44% der Mitarbeiter in Drittmittelprojekten geben an, mit der Selbstverwaltungsstruktur ihrer Hochschule vertraut zu sein. Die Qualität der Zugehörigkeit zu einer Organisation strukturiert offensichtlich die Perspektive und das Interesse an Aneignungsprozessen. Erst die Perspektive einer dauernden Mitgliedschaft stellt 'flächendeckend' jene Relevanz her, die ein Zu-eigen-Machen des Unvertrauten motiviert.

Ambivalente Unvertrautheit wird hier als Mischform einfacher und reflexiver Formen der Zuschreibung kultureller Fremdheit verstanden. Zumindest für die Vergleichsgruppen läßt sich nun vorsichtig prüfen, inwieweit es sich bei der Wahrnehmung von Grenzen zwischen der eigenen und einer anderen Wirklichkeitsordnung um die Konstruktion reflexiver oder aber ambivalenter Unvertrautheit handeln könnte. Zu diesem Zweck wird der Zusammenhang zwischen der Konstruktion von Grenzen (anhand des Indikators *Kulturelle Fremdheit*) und der Erwartung untersucht, daß diese Grenzen im Prinzip auch überwindbar sind. Die Erwartung der Überwindbarkeit kennzeichnet die Konstruktion des einfach Unvertrauten und signalisiert in Verbindung mit der Erfahrung gegenwärtigen Fremdbleibens, daß das Fremde nur als bedingt Fremdes vorgestellt wird. Unter günstigen Bedingungen wird man sich des Fremden bemächtigen können, und die Fremdheit wird verschwinden. Das ambivalent Unvertraute kann daher auch als das Noch-nicht-Eigene umschrieben werden.

Die Erwartung der prinzipiellen Überwindbarkeit der wahrgenommenen Grenzen soll durch die Zustimmung zu folgendem Item angezeigt werden:

- Ost- und Westdeutsche sind sich wesensmäßig sehr ähnlich, das Trennende wird zur Zeit überbetont.

Tabelle 15 zeigt den Zusammenhang des Items mit dem Indikator:

Tabelle 15: Ambivalente Unvertrautheit

Gewißheitsgrade kultureller Fremdheit	<i>Wesensmäßig ähnlich, Trennendes wird überbetont</i>		
	eingeschränkt/ uneingeschränkt falsch	nicht entscheidbar	eingeschränkt/ uneingeschränkt richtig
niedrig	3%	13%	24%
mittel	31%	30%	30%
hoch	66%	56%	46%

37% der Befragten erreichen einen 'mittleren' oder 'hohen' Wert kultureller Fremdheit (nehmen also in einem bedeutsamen Umfang Grenzen wahr) und halten gleichzeitig das Item für 'richtig', sind also der Meinung, daß das Trennende gegenwärtig 'überbetont' wird und – so die Interpretation – die von ihnen wahrgenommenen Grenzen 'im Grunde' oder 'eigentlich' gut zu überwinden wären. Dies relativiert etwas die Ergebnisse zur weiten Verbreitung kultureller Fremdheit unter den hier befragten Wissenschaftlern. Gerade angesichts der Tatsache, daß die Befragten ihre Fremdheitsüberzeugungen in konkreten Interaktionszusammenhängen (zumindest an der Hochschule) erwerben, erhält der im Miteinander gewonnene Grad kultureller Fremdheit eine politische Bedeutung. Für das Binnenklima jener Organisationen, in denen Ost- und Westdeutsche zusammenarbeiten, wird es einen Unterschied machen, ob die Irritationen des Miteinanders als vorübergehendes oder als dauerhaftes Problem gedeutet werden. Ist letzteres der Fall, steigt die Wahrscheinlichkeit von Kommunikationsabbruch, Rückzug und Segregation mit entsprechenden Folgeproblemen für die Organisationsabläufe. Insofern dürfte eine Haltung, die von der Erwartung bestimmt ist, sich 'im Prinzip' gut miteinander verständigen zu können (also die Konstruktion ambivalenter Unvertrautheit), politisch weniger brisant sein, als die Konstruktion reflexiver Unvertrautheit, die mit der Erwartung unüberbrückbarer Hindernisse ihre Sicht sozialer Wirklichkeit entwickelt.

Im übrigen scheint sich der Modus ambivalenter Unvertrautheit auch in Medien und Politik als angemessener Typus der Beschreibung im Ost-West-Kontext durchgesetzt zu haben. Dieser Typus dominiert im Rahmen der eingangs dargestellten kollektiven Erwartungsumstellung von 'Ähnlichkeit' auf 'Unterschiedlichkeit'. Das heißt: Allenthalben wird die Feststellung von Unterschieden von der implizit oder explizit kommunizierten Erwartung begleitet, bei hinreichender Geduld (sprich: Zeit) und wechselseitiger Lernbereitschaft würden die Kommunikationsschwierigkeiten und Sinnengrenzen zwischen Ost- und Westdeutschen verschwinden.

9 Fazit

Abschließend ist festzuhalten, daß die statistische Zusammenhangsprüfung zwischen den Indikatoren kultureller und sozialer Fremdheit für alle Befragten zeigt, daß es einen signifikanten und deutlichen Zusammenhang zwischen den beiden Dimensionen der Fremdheit gibt. Andererseits wird sichtbar, daß die beiden Indikatoren in der Tat unterschiedliche Dinge messen. Es besteht also eine statistische Wahrscheinlichkeit, daß mit zunehmender Undurchlässigkeit der Konstruktion kultureller Grenzen auch die Wahrnehmung von Asymmetrie zwischen den kulturell abgegrenzten Gruppen zunimmt. Trotzdem sind jedoch empirisch alle Kombinationen von Fremdheitsgraden anzutreffen. Dies verweist noch einmal auf die Relationalität, Kontextbezogenheit und Alltäglichkeit von Fremdheitserfahrungen: Auch offenbar einfache und klare Abgrenzungen zwischen einem Wir und einem Ihr differenzieren sich in jeder lebensweltlichen Konkretisierung aus. Das heißt nicht, daß Fremdheit verschwindet, wenn man nur genau genug hinschaut. Allerdings ist Fremdheit eine sehr bewegliche Beziehungsform, die mit der Veränderung sozialer Kontexte variiert. Die Meßinstrumente bzw. der Fragebogen und die in ihm hergestellten Bezüge können als ein solcher Kontext verstanden werden. Würde man bei der identischen Gruppe der Befragten 'Fremdheit' in einen anderen Kontext stellen, würden sich die Mischungsverhältnisse in den Konstruktionen der Fremdheit entsprechend verschieben. Eine solche Vermutung entwertet nicht die hier entwickelten Differenzierungen und Messungen, sondern verweist auf die Schwierigkeit, komplexe und dynamische Beziehungsverhältnisse auf einen Begriff zu bringen.

Im Kontext der Untersuchung zeigt sich einmal mehr der deutliche Unterschied zwischen Befragten ostdeutscher und denen westdeutscher Herkunft in der Wahrnehmung von kulturellen Grenzen und asymmetrischen Verhältnissen. So gehören 29% der Wipianer und 26% der ostdeutschen Vergleichsgruppe, aber

nur 12% der Westdeutschen zu denjenigen, deren Fremdheitskonstruktionen in der sozialen und kulturellen Dimension den Wert 'hoch' erreichen. Dabei ließe sich nur von den beiden ostdeutschen Teilgruppen behaupten, daß hier die Fremdheitserfahrungen beider Dimensionen kumulieren, denn nur für sie waren die Meßinstrumente sehr viel deutlicher ein Mittel der *Selbstzuschreibung von Fremdheit*. Die Westdeutschen waren dagegen stärker aufgefordert, die *Fremdheit der Anderen*, also der Ostdeutschen zu beschreiben. Insofern zeigt sich, daß bereits innerhalb der Untersuchung (bei nominell identischen Items) methodisch unterschiedliche Kontextualisierungen in Kauf genommen werden mußten. Derselbe Gegenstand – die Fremdheit der Ostdeutschen – scheint in den Augen der Westdeutschen weniger sichtbar zu sein als für die Betroffenen selbst. Dementsprechend haben 13% der Westdeutschen, aber nur 6% der Ostdeutschen und 7% der Wipianer keinerlei Wahrnehmungen sozialer und kultureller Fremdheit. Für diesen Wahrnehmungsunterschied zwischen Ost und West wurden im Verlaufe der Untersuchung immer wieder Gründe genannt, die sich in einer unterschiedlichen sozialstrukturellen Situiertheit und daran gebundenen Perspektiven zusammenfassen lassen.

Damit sind aber auch die Grenzen dieser Untersuchung benannt: Sie kann – jedenfalls im Bereich sozialer Fremdheit – wenig sagen über die Fremdheitserfahrungen westdeutscher Wissenschaftler. Zum einen ist unklar, ob es ein Äquivalent zu den Exklusionserfahrungen der Ostdeutschen auf der anderen Seite der Asymmetriebeziehung gibt. Denkbar wäre, daß Fremdheit hier wesentlich als soziale Spiegelung, also als Fremdheit der anderen erfahren wird. Denkbar ist auch, daß es eine direkte Erfahrung symbolischer Exklusionen durch Ostdeutsche gibt. In der Analyse der Interviews zeigte sich, daß die ostdeutschen Wissenschaftler in die Beschreibung ihrer inferioren Position nicht selten Gegenstigmatisierungen aufnahmen, um Reziprozität herzustellen und Nichtakzeptanz der Nichtakzeptanz anzuzeigen. Möglicherweise findet dies in Interaktionen mit Westdeutschen immer wieder Ausdruck, so daß eine soziale Fremdheitsbeziehung für sie vor allem über moralische Vorhaltungen und Argumentationen der Ostdeutschen erfahrbar wird. Damit läßt sich zum dritten die Vorstellung entwickeln, daß es gerade diese symbolischen Exklusionen durch die Ostdeutschen sind, an denen die Westdeutschen auch den 'fremden Sinn' erfahren, also den Eindruck gewinnen, daß die Ostdeutschen in einer 'anderen Welt' leben. Anders gesagt: Vielleicht ist die ostdeutsche Kommunikation von Nichtakzeptanz der Nichtakzeptanz im Rahmen einer Beziehung sozialer Fremdheit für die Westdeutschen die zentrale Quelle nicht nur der Spiegelung von Asymmetrie sondern auch der Erfahrung von reflexiver Unvertrautheit. Diese – sehr spekulative – Interpretation hat immerhin den Vorteil, zu den empirischen Daten dieser Unter-

suchung zu passen. In der Konsequenz hieße dies nämlich, daß sich die eigenen Erfahrungen sozialer Fremdheit der Westdeutschen im Rahmen des hier entwickelten Meßinstrumentariums als Erfahrungen kultureller Fremdheit niederschlagen. Wenn dies richtig wäre, würde die 'Fremdheitslücke' zwischen Ost- und Westdeutschen verschwinden, denn hinsichtlich der Konstruktion kultureller Fremdheit liegen alle drei Gruppen auf einem ähnlich hohen Niveau. Wünschenswert wäre, die hier nur im Ansatz aufzeigbare Dynamik des Zusammenhangs von sozialer und kultureller Fremdheit in weiterer empirischer Forschung zu klären.⁴⁴

Literatur

- Akademie der Wissenschaften der DDR (1990): Kurzcharakteristik der Institute und Einrichtungen sowie konzeptionelle Vorstellungen für deren Entwicklung und Zuordnung. Teil I (Gesamtdarstellung). Berlin.
- Bauman, Zygmunt (1992): Moderne und Ambivalenz. In: Uli Bielefeld, Hg.: Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg: Junius.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Brähler, Elmar / Richter, Horst-Eberhard (1995): Deutsche Befindlichkeiten im Ost-West-Vergleich. In: *Psychosozial* 1: 7-20.
- Ensel, Leo (1994): 'Warum wir uns nicht leiden mögen...'. Kollektive Identitätskrisen im zusammengeflackten Deutschland. In: *Psychologie Heute* 11: 42-45.
- Esser, Hartmut (1988): Ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17: 235-248.
- Fabich, Falk (1995): Personalakten ins Cockpit, bitte! In: Koordinierungs- und Aufbau-Initiative für die Forschung in den Ländern Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen e.V. in Liquidation, Hg.: Entwicklung einer Abwicklung. 3.10.1990 bis 31.12.1993. Berlin: Akademie Verlag.
- Georg, Werner (1993): Modernisierung und Lebensstile Jugendlicher in Ost- und Westdeutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 26-27: 20-28.
- Goffman, Erving (1977): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

⁴⁴ Ich danke Annemarie Lüchauer, Katja Meyer und Jörg Müller für ihre außerordentlich hilfreiche Unterstützung.

- Good, Colin (1993): Über die 'Kultur des Mißverständnisses' im vereinten Deutschland. In: *Muttersprache* 3: 249-259.
- Greenblatt, Stephen (1991): Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker. Berlin: Wagenbach.
- Hahn, Alois (1994): Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Walter M. Sprondel, Hg.: Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koebner, Thomas / Gerhart Pickerodt (1987): Die andere Welt. Studien zum Exotismus. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Koordinierungs- und Aufbau-Initiative für die Forschung in den Ländern Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen (KAI) e.V. in Liquidation, Hg. (1995): Entwicklung einer Abwicklung. 3.10.1990 bis 31.12.1993. Berlin: Akademie-Verlag.
- Krauth, Wolf-Hagen / Paffhausen Valente da Cruz, Uta (1995): Das Wissenschaftler-Integrations-Programm durchführen: Verwaltung als Kommunikator. In: Koordinierungs- und Aufbau-Initiative für die Forschung in den Ländern Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen e.V. in Liquidation, Hg.: Entwicklung einer Abwicklung. 3.10.1990 bis 31.12.1993. Berlin: Akademie-Verlag.
- Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kuda, Manfred / Schauenburg, Henning (1994): Der Einfluß unterschiedlicher Sozialisation auf Studierende in Ost- und Westdeutschland. In: *Psychologie, Erziehung, Unterricht*, 40. Jg.: 107-119.
- Levine, Donald N. / Carter, Ellwood B. / Gorman, Eleanor Miller (1981): Simmels Einfluß auf die amerikanische Soziologie. In: Wolf Lepenies, Hg.: Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Band 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Loycke, Almut (1992): Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Frankfurt am Main: Campus.
- Nassehi, Armin (1990): Zum Funktionswandel von Ethnizität im Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung. Ein Beitrag zur Theorie funktionaler Differenzierung. In: *Soziale Welt* 41: 261-282.
- Nassehi, Armin (1995): Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Betrachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 3: 443-463.
- Neidhardt, Friedhelm (1986): 'Kultur und Gesellschaft'. Einige Anmerkungen zum Sonderheft. In: Friedhelm Neidhardt u. a., Hg.: Kultur und Gesellschaft.

- Sonderheft 27 der Kölner *Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1993): Dem Solidarpakt fehlt das Nationalgefühl – Passen sich die Westdeutschen den Ostdeutschen an? Allensbach: Institut für Demoskopie Allensbach.
- Pitt-Rivers, Julian (1992): Das Gastrecht. In: Almut Loycke, Hg.: *Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins*. Frankfurt am Main, New York und Paris: Pandora.
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pollack, Detlef (1997): Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 13: 3-14.
- Röcke, Werner (1997): Die narrative Aneignung des Fremden. Zur Literarisierung exotischer Welten im Roman des späten Mittelalters. In: Herfried Münkler, Hg.: *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*. Berlin: Akademie Verlag.
- Rohnstock, Katrin (1995): Die Erotik der Wiedervereinigung. In: *Psychologie Heute* 7: 34-41.
- Schlosser, Horst Dieter (1993): Die ins Leere befreite Sprache. Wende-Texte zwischen Euphorie und bundesdeutscher Wirklichkeit. In: *Muttersprache* 3: 219-230.
- Schluchter, Wolfgang (1996): *Neubeginn durch Anpassung? Studien zum ostdeutschen Übergang*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schnabel, Kai / Baumert, Jürgen / Roeder, Peter Martin (1994): Wertewandel in Ost und West – Ein Vergleich von Jugendlichen und Erwachsenen in den neuen und alten Bundesländern. In: Trommsdorff, Gisela, Hg.: *Psychologische Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schütz, Alfred (1971): *Gesammelte Aufsätze. Band 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1972): *Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch*. In: *Gesammelte Aufsätze. Band 2*. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (1979/1984): *Strukturen der Lebenswelt*. 2 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1983⁶): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Simon, Dieter (1993): *Wissenschaft*. In: Werner Weidenfeld / Karl-Rudolf Korte, Hg.: *Handbuch zur deutschen Einheit*. Frankfurt am Main: Campus.

- Stenger, Horst (1997a): Deutungsmuster der Fremdheit. In: Herfried Münkler, Hg.: Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin: Akademie-Verlag.
- Stenger, Horst (1997b): Gleiche Sprache, fremder Sinn. Zum Konzept kultureller Fremdheit im Ost-West-Kontext. In: Dirk Naguschewski / Jürgen Trabant, Hg.: Was heißt hier fremd? Studien zu Sprache und Fremdheit. Berlin: Akademie-Verlag (im Druck).
- Stichweh, Rudolf (1992): Der Fremde – Zur Evolution der Weltgesellschaft. In: *Rechtshistorisches Journal* 11: 295-316.
- Stichweh, Rudolf (1997): Der Fremde – Zur Soziologie der Indifferenz. In: Herfried Münkler, Hg.: Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin: Akademie-Verlag.
- Wagner, Wolf (1996): Kulturschock Deutschland. Hamburg: Rotbuch.
- Waldenfels, Bernhard (1995): Das Eigene und das Fremde. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 4: 611-620.
- Weber, Max (1985⁵): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Wierlacher, Alois (1993): Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung. München: iudicium.